

FRANK WEDEKIND FEUERWERK



OLWFS

GEORG MÜLLER VERLAG MÜNCHEN

Frank Wedekind / Feuerwerk

Wohlfeile Ausgabe

Feuerwerk

Erzählungen

von

Frank Wedekind



München bei Georg Müller Verlag



Über Erotik

(Vorwort)



Die meisten Menschen pflegen ihre Mitmenschen in zwei große Klassen einzuteilen: In ihre Freunde und ihre Feinde, in diejenigen, mit denen sie ein und dieselbe Sprache verbindet, und in diejenigen, mit denen sie keine Verständigung finden, in diejenigen, die ihrer Entwicklung förderlich sind, und in diejenigen, die sie in ihrer Entwicklung hindern.

Auch ich möchte die Menschen in zwei große Parteien einteilen. Die eine Partei huldigt seit Menschengedenken dem Wahlspruch:

„Fleisch bleibt Fleisch — im Gegensatz zum Geist.“

Selbstverständlich ist der Geist dabei das höhere Element, der absolute Herrscher, der jede

selbstherrliche, revolutionäre Äußerung des Fleisches aufs unerbittlichste rächt und straft.

Diese Geringschätzung und Entwürdigung hat sich aber das Fleisch auf die Dauer niemals gefallen lassen. Das Fleisch hat den Befennern des Wahlspruches: „Fleisch bleibt Fleisch — im Gegensatz zum Geist“ immer und immer wieder den tollsten Schabernack gespielt.

Infolge dieses ewigen Schabernacks hat sich eine andere Partei gebildet, die nach reiflicher Erfahrung dem Wahlspruch huldigt:

„Das Fleisch hat seinen eigenen Geist.“

Im Sinne der Befenner dieses Wahlspruches sind die in diesem Buch enthaltenen Erzählungen geschrieben. Ihre Probleme drehen sich um den eigenen Geist des Fleisches, den wir im allgemeinen Erotik nennen. Diese Erotik hat bis vor wenigen Jahren nicht nur in Deutschland als ein anrühiges Gebiet gegolten. Es sei mir vergönnt, diese allbekannte Unrühigkeit mit einigen gänzlich unparteiischen Worten zu erörtern.

Infolge von Unglücksfällen aller Art, Selbstmorden usw. drängt sich uns seit einigen Jahren das Problem der sexuellen Aufklärung der Jugend auf.

Unsere Jugend hat es nun aber meiner Ansicht nach gar nicht in erster Linie nötig, sexuell aufgeklärt zu werden. Eine genauere Aufklärung über Vorgänge und Gefahren der Sexualität hätte jedenfalls nicht das Haus, sondern die Schule zu besorgen. Das Haus, die Familie aber hat die heranwachsende Jugend vor allem darüber aufzuklären, daß es in der Natur überhaupt gar keine unanständigen Vorgänge gibt, sondern nur nützliche und schädliche, vernünftige und unvernünftige. Daß es in der Natur aber unanständige Menschen gibt, die über diese Vorgänge nicht anständig reden, oder die sich bei diesen Vorgängen nicht anständig benehmen können.

Warum? Weil es ihnen an Bildung, an geistiger Freiheit fehlt.

Die Jugend wächst nicht in angeborener Dummheit und Blindheit heran. Ein wahnsinniges Verbrechen ist es hingegen, die Jugend systematisch zur Dummheit und Blindheit ihrer Sexualität gegenüber anzulernen und zu erziehen, sie systematisch auf den Holzweg zu führen.

Dieses Verbrechen ist in den letzten hundert Jahren bei uns allgemein in Schule und Haus

begangen worden. Und aus welchem Grunde wurde dieses Verbrechen begangen? Aus Furcht, daß ernste Gespräche über Erotik und Sexualität der heranwachsenden Jugend Schaden zufügen könnten.

Diese Befürchtung ist das Ergebnis einer großen Selbsttäuschung. Die Eltern vermieden solche Gespräche nicht etwa, wie sie sich einredeten, aus Furcht, ihren Kindern damit zu schaden, sondern weil sie selber unter sich über erotische Fragen nicht sprechen konnten, weil sie ernst darüber zu sprechen nicht gelernt hatten.

Und warum konnten denn Eltern unter sich so lange Zeit nicht frei und offen über sexuelle Fragen sprechen? Warum war die Erörterung dieser Fragen im Familienleben schlechtweg und allgemein als unanständig ausgeschaltet?

Weil solche Gespräche häufig und ganz unvorhergesehen zu den allerpeinlichsten Streitigkeiten führten.

Und warum entstanden solche Streitigkeiten? Weil sich ein solches Gespräch auf Empfindungsgebieten bewegt, auf denen sich die Menschen, Mann oder Weib, besonders wenn sie zusam-

men leben, am leichtesten verletzt, beleidigt oder in unerträglicher Weise bloßgestellt fühlen, auf Empfindungsgebieten, auf denen sie niemandem, zu allerletzt dem eigenen Gatten Rechenschaft zu stehen Lust haben. Als solche Empfindungsgebiete erwähne ich nur ganz beispielsweise: Die körperlichen Reize des Weibes. Die körperliche Gesundheit des Mannes.

Setzen wir einmal den Fall, der Mann spricht unvermutet über irgendeinen irbeliebigen sexuellen Vorfall, der sich in Spanien oder Marokko abgespielt hat. Die erste Entgegnung der Frau lautet: Ich bin dir wohl nicht mehr schön genug? — Setzen wir den andern Fall, die Frau spricht über irgendeinen irbeliebigen sexuellen Vorfall, der sich in Skandinavien oder Grönland abgespielt hat. Die erste Entgegnung des Mannes lautet: Ich genüge dir wohl nicht mehr? — Durch diese Entgegnungen ist die Feindseligkeit eröffnet und eine erspriessliche Erörterung der vielleicht ganz lehrreichen Fälle ausgeschlossen.

Ist nun die mimosenhafte Empfindlichkeit diesen Gebieten gegenüber unter Erwachsenen irgendwie gerechtfertigt?

Sicherlich!

In den Jahren der Vollreife gehören die eben erwähnten Faktoren in sehr vielen Fällen, besonders da, wo es nicht eingestanden wird, zu den wichtigsten Elementen des menschlichen Daseins. Es sind die Faktoren, durch die die Familie zusammengehalten, eventuell in ihrem Bestehen gefährdet, in vielen Fällen auseinandergerissen und zerstört wird.

So leicht und oft am Urbeginn einer Familienzusammengehörigkeit gerüttelt wird, so selten und ungern wird über ihren Urbeginn gesprochen. Gespräche darüber sind wegen des unerquicklichen Verlaufes, den sie zu nehmen pflegen, als ungehörig ausgeschlossen. Fragt jemand nach dem Grunde, dann wird er zurechtgewiesen: Es ziemt sich nicht. Es schickt sich nicht. Es gehört sich nicht. Und fragt er: Warum es sich nicht gehört? Weil es unanständig ist.

Die Familie ist ein Bündnis, in dem aus purer Angst, daß es scheitern könnte, über die Gefahren, die ihm drohen, immer erst dann offen gesprochen werden darf, nachdem es daran gescheitert ist.

Diese Tatsache ist der stärkste Beweis nicht gegen, sondern für die Dauerhaftigkeit der Familie, da ihr zum Trotz die meisten Familien zusammenhalten. Sie ist zugleich ein bedenkliches Zeugnis für die Würde und Selbstachtung des Menschen, der vor Gefahren, denen sein Glück ausgesetzt ist, lieber zeitlebens den Kopf in den Sand steckt, als daß er den Bedingungen, auf denen sein Glück beruht, klar und unerschrocken in die Augen blickt.

Deshalb, weil eine Erkenntnis ebenso inhaltsschwer wie schwierig zu erlangen ist, geht ihr ein Mensch, der etwas auf sich hält, aber erst recht nicht aus dem Wege.

Kann dadurch irgendein Schaden entstehen?
Kann dadurch irgendein Menschenkind benachteiligt werden?

Meiner Ansicht nach nicht.

Es ist in der Welt dafür gesorgt, daß keiner so arm ist, daß nicht ein anderer mit all seinen Existenzbedingungen, mit all seinen Glücksmöglichkeiten auf ihn angewiesen ist.

Davor, daß die Urbedingungen unseres Zusammenlebens ernst erörtert werden, braucht

niemand, der seine einmal errungene Stellung behaupten will, zu erzittern. Diese Erörterungen können aber jedem von uns über die Furcht oder Scheu vor allerhand Feinden und Gefahren hinweghelfen, die nur in unserer Einbildung bestehen.

Denn auf keinem andern Gebiete wuchert so viel Aberglauben, auf keinem andern Gebiete sind so viel grundfalsche „Wahrheiten“ im Umlauf, um uns zu den widersinnigsten Tollheiten zu verleiten, wie auf dem der Erotik und der Sexualität.

Ist das ein Wunder, wenn diese Gebiete durch die himmelhohe Schranke des Unstandes, durch diese offenkundige Vogel-Strauß-Politik, von unserer klaren Vernunft geschieden sind?

Wir kennen die Maschinerie eines Gasmotoren, eines Flugapparates. Wir kennen aber nicht die Maschinerie einer Ehe. Dieser Mechanismus findet sich in keinem Buche dieser Welt erklärt, dagegen erscheinen jährlich Hunderttausende von Büchern, in denen phantasiervolle Räubergeschichten über diesen Mechanismus zum besten gegeben werden, in denen die

Menschheit ihrer alten Leidenschaft frönt, sich über ihre wichtigsten Angelegenheiten blauen Dunst vorzumachen.

Tausende von gebildeten Menschen glauben, ihre Ehe werde dadurch zusammengehalten, daß sie verheiratet sind. Mit den wirklichen Gründen des Zusammenbleibens wird gar nicht gerechnet. Was Wunder, daß der Irrtum leicht zur Trennung führt! Andere glauben sich durch den gemeinsamen Besitz verbunden. Dieser Trugschluß macht die Beteiligten unweigerlich zu Sklaven ihres Besitzes. Das Schlimmste aber ist, wenn sich Eltern einbilden, daß sie ihrer Kinder wegen zusammenbleiben. Die armen Kinder erhalten dann alle Prügel, die sich die Eltern gerne gegenseitig verabreichen möchten.

Nun wird natürlich die Frage laut: Wo bleibt bei alledem eine Eigenschaft, die seit Jahrtausenden zu den schönsten Tugenden des Menschen gerechnet wurde: Wo bleibt das Schamgefühl?

Leider ist diese Tugend aufs innigste verwandt mit geistiger Unklarheit, mit Schwäche und Unentschlossenheit. Kein vernünftiger Mensch hat das Schamgefühl noch je als eine Tugend hin-

gestellt, die gepflegt und großgezogen werden soll.

Durch eine aufrichtige Erörterung sexueller Fragen werden aber außerdem allerhand Kulturerrscheinungen, die außerhalb der Gesellschaftsordnung stehen, wie die luxuriöse Prostitution, ihrer gänzlich falschen, sagenhaften, völlig ungerechtfertigten Romantik entkleidet. Sie zeigen sich im Lichte solcher Erörterungen als augenblicklich blendende, aber sehr kurzlebige, teils höchst unbequeme, teils sehr unrentable Surrogate der natürlichen Lebensordnung.

Wie aber sind nun bei solchen Gesprächen die Streitigkeiten, die daraus entstehen, zu vermeiden?

Einfach durch Überlegung, durch Umsicht, durch Klugheit, kurzum durch eine gesteigerte Geistestätigkeit.

So kann die Erörterung der Sexualität, statt wie bisher ein Tummelplatz menschlicher Roheit zu sein, geradezu zu einer geistigen Schulung, zu einer Geistesgymnastik werden, wie es für unsere Jugend die lateinische Grammatik ist.

In unserer heutigen Gesellschaft spricht man vorsichtiger über Politik als über Religion. Zur

Zeit der Reformation war das sicherlich umgekehrt. Ebenso müssen wir heute noch vorsichtiger über Sexualität als über Politik sprechen. Wenn sich die Begriffe auf diesem Gebiete aber einmal geklärt haben, dann wird das vielleicht wieder ganz anders werden.

Seit Menschengedenken haben sich eingefleischt rohe Menschen die allgemeine Scheu, die vor der Erotik bestand, zunutze gemacht und durch unvorhergesehenes Streifen dieses Gebietes ihre zarter, weil ernster aber auch ängstlicher empfindenden Mitmenschen teils wirkungsvoll verblüfft, teils unerträglich geärgert.

So entstand die Zote.

Die Zote, die heute bei uns in Hoftheatern und Tingeltangeln, von keinem Staatsanwalt und keinem Zensor behindert, täglich ihre gelenden, dröhnenden Triumphe feiert.

Was ist eine Zote? Zote ist eine Verächtlichmachung, eine Entwürdigung, eine Beschimpfung der Sexualität. Am beliebtesten ist sie bei denjenigen Menschen, die blinde Sklaven ihrer Triebe sind, denen, während sie sich einer Umarmung überlassen, die Sinne schwinden oder deren Denkf-

vermögen dabei aussetzt. In der Verächtlichmachung und Beschimpfung liegt dann eine Art von ohnmächtiger Empörung, von Protest gegenüber einer tyrannischen Gewalt, gegen die es für diese Leute in Wirklichkeit kein Aufkommen gibt. Wie ich das schon in meinem Drama „Hidalla“ auseinandersetzte, ist die Note ganz die nämliche Erscheinung auf fernellem Gebiet, die sich auf religiösem in Flüchen äußert.

Aber gerade die rohen, zotigen Menschen unter uns sind die unversöhnlichsten, hartgesottesten Feinde einer ernsten ehrfurchtsvollen Ergründung erotischer Fragen, weil sie dadurch um ihre billigsten, beliebtesten Wirkungen gebracht werden.

Durch unsere ernste Ergründung also werden wir uns, von allem höheren Gewinn abgesehen, vor allem die rote Note vom Halse schaffen. Nach oben befestigen wir uns gegen den blinden, überrumpelnden Zufall. Nach unten gegen die siegesgewisse Unverschämtheit kultur- und bildungsfeindlicher Strauchdiebe.

Wenn nun aber ein Polizeibeamter die ernste, künstlerisch wertvolle Erörterung sexueller Fragen in der Öffentlichkeit unterdrückt, während in gleicher

Öffentlichkeit Spöttereien und Witzeleien über sexuelle Dinge ohne Bedenken zugelassen werden, so macht sich dieser Polizeibeamte dadurch einer unsittlichen Handlung schuldig, und zwar einer Unsittlichkeit, die unvergleichlich schwerer wiegt, als eine einzelne von einem nur halb zurechnungsfähigen Menschen begangenen Tat von Notzucht oder Lustmord. Denn seine Handlung leistet der sexuellen Wirrnis Vorschub, unter deren Schutz und Einwirkung Notzucht und Lustmord verübt werden.

Und nun lernen wir erst einmal selber unter uns diese Fragen ernst, sachlich, leidenschaftslos zu betrachten. Der Humor braucht dabei absolut nicht betteln gehen. Im Gegenteil.

Der erste Ertrag der sexuellen Aufklärung der Jugend wird sich dann darin zeigen, daß sich die Eltern endlich einmal in sexueller Beziehung, so komisch das klingen mag, klar werden. Daß wir nicht mehr für unanständig halten, was nicht nur den allerfeinsten, allerabgeklärtesten Anstand erfordert, sondern was zugleich neben unserem Broterwerb vielleicht das allerwichtigste Gebiet unseres irdischen Daseins repräsentiert.

Nachher werden wir dann auch ohne Schwindelanfälle und Herzbeflemmungen ermessen können, wie wenig oder wie viel wir Kindern davon mittheilen können, die sich in ihrer Unwissenheit innig danach sehnen, ernst und ehrfurchtsvoll über ihre eigenen Urfänge sprechen zu hören.

Der Brand von Egliswyl

Marcell Salzer
gewidmet

Im Kanton Aargau in der Nordschweiz liegen die Bergschlösser dichter beieinander als in Norddeutschland die Bauernhöfe. Jeder Berggipfel, jeder Vorsprung des Gebirges ist von einem alten Schloß oder doch wenigstens von einer Ruine gekrönt. Von einem Schloß aus kann man mit einem halbwegs guten Fernrohr immer zwei oder drei anderen zu den Söllerfenstern hineinschauen. Im Umkreis von wenigen Meilen liegen da beieinander Wildegg, Habsburg, Brunnegg, Casteln, Wildenstein, Lenzburg, Liebegg und Hallwyl. Das Schloß Lenzburg hatte mein Vater gekauft, als ich acht Jahr alt war. Das Städtchen Lenzburg hat aber außer seinem alten

hohen Schloß noch eine andere, weniger erfreuliche Merkwürdigkeit. Es ist die nach neuestem amerikanischen Muster erbaute kantonale Strafanstalt. Wenn nun die Gutsbesitzer der Umgegend irgend schwere Arbeiten zu verrichten haben, so mieten sie eine Anzahl von Sträflingen aus der Anstalt, die sich an das ihnen aufgedrungene Heim zur Genüge gewöhnt haben, um keinen Fluchtversuch mehr befürchten zu lassen. Unter diesen Arbeitern finden sich nicht selten schwere Verbrecher.

Im Jahre 1876 war bei uns zu Hause dicht unter dem Schloßfelsen ein großes Stück Mauer abgerutscht und hatte die halbe Straße verschüttet. Es mußten zwanzig Fuß tiefe Dohlen und Senkflöcher angelegt werden, um das Grundstück zu entwässern. Mein Vater wandte sich an den Strafhausendirektor, der ihm eine Anzahl seiner Zöglinge für die Arbeiten zur Verfügung stellte. Ein Aufseher aus der Anstalt begleitete sie. Übrigens war auch mein Vater von früh bis spät auf dem Platze. Da die Arbeiter nicht rauchen durften, gab er ihnen Kautabak. Eines Tages handelte es sich um eine lange

Bleiröhre, die im Städtchen unten gekauft werden sollte. Mein Vater nahm einen der Sträflinge mit. Auf dem Heimwege holte ich ihn unten am Schloßberg ein. Ich kam eben aus der Schule und hatte den Tornister auf dem Rücken. So gingen wir zu dritt langsam den Berg hinan, in der Mitte mein Vater, trotz seiner sechzig Jahre noch frisch und rüstig, zu seiner Rechten der Sträfling in seinen blauen Zwillischkleidern mit einem von Bartstoppeln überdeckten verdüsterten Gesicht, die zusammengerollte Bleiröhre über der Schulter tragend; zu seiner Linken ich, den Tornister auf dem Rücken.

„Wie lange seid Ihr schon in der Anstalt?“ fragte mein Vater den Sträfling.

„Sieben Jahr.“

„Und wie lange bleibt ihr noch?“

„Acht Jahr.“

„Was hat Euch denn hineingebracht?“

„Ich bin Brandstifter,“ sagte der Sträfling.

„Ihr hattet wohl Schulden und wolltet die Versicherungssumme für Euer Haus einstreichen?“

„Ich hatte niemals ein Haus und niemals Schulden. Ich war Knecht. Aber — aber —“

Darauf erzählte er seine Geschichte. Er war aus dem Dorfe Egliswyl gebürtig, wo er auch sein Verbrechen begangen. Ich war damals höchstens zwölf Jahre alt, aber seine Erzählung machte einen derartigen Eindruck auf mich, daß ich mich heute, zwanzig Jahre später, noch jedes einzelnen seiner Worte erinnere.

„Die Unrain-Zusanne,“ begann der Sträfling, „das war eine! Der hatte es unser Herrgott an nichts fehlen lassen, weder außen noch innen. An der hätte jeder, der Mensch ist, seine Freude gehabt. Freilich, sie war auch die Tochter vom Gemeindeammann. Sogar in der Woche war sie immer gekämmt und gewaschen und trug ein weißes Hemd unter der Juppe. Und ich war nur der Knecht, drüben beim Suter-Bauer und war von der Gemeinde verköstigt worden von Kind auf. Ich habe nie gewußt, wer meine Mutter gewesen ist, geschweige der Vater. Ich habe überhaupt nichts gewußt, nicht von Männern, nicht von Weibern, nur von Vieh, von Kühen, Kälbern: von denen habe ich gewußt, wozu sie in der Welt sind und wie alt sie sind, aber nicht von mir, bis es mir die

Umrain-Susanne gesagt hat, der Vater habe gesagt, ich sei neunzehn Jahr und müsse in zwei Jahren zu den Rekruten. Sie holte den Wasserkessel vom Brunnen, und ich hielt die Bethi an der Halfter, weil der Milchbub zur Stadt gefahren war. Sie sah mich an, daß ich mich umwandte, weil ich dachte, sie meinte die Bethi, so groß waren ihre Augen. Du bist neunzehn Jahr, sagte ich ganz laut, wo ich die Bethi im Stall anband, und von da an ging es auch nicht mehr gut mit mir.

„Die Umrain-Susanne war die erste. Nie, solange ich denken kann, hatte ich bis dahin gewagt, sie von vorne anzusehen. Ich glaube, ich hätte es nicht einmal im Traum gekonnt. Ich hatte sie immer erst angesehen, wenn sie wieder dem Haus zuging und mir den Rücken zukehrte. Und nun machte sie solche Augen. Am nächsten Abend sagte sie, ich solle am Sonntag zum ‚Egli‘ kommen. Ich sagte, ich habe kein Geld. Sie sagte, das macht nichts. Am Sonntag ging ich zum ‚Egli‘ und stellte mich an die Türe und sah, wie sie drinnen tanzten. Da kam die Umrain-Susanne mit ihrer

Freundin, der kleinen Marianne, und sie zogen mich herein. Zuerst mußte die Marianne mit mir tanzen. Anfangs wollte es nicht recht zusammen gehen; ich hielt sie auch nicht fest, aber sie war so flug, als wir dreimal herum waren, da ging es schon so feurig wie bei den anderen, die mit ihren Uhrgehängen rasselten, und da fühlte ich es auch schon deutlicher, daß es etwas ganz Besonderes mit mir war. Und da ließ die Uhrain-Susanne ihren Buben fahren und nahm mich, warm wie ich war, der Marianne aus dem Arm und tanzte mit keinem anderen mehr, bis es dunkel wurde im Saal. Nur zuweilen, wenn die Musikanten sich schneuzten, gab sie mir ein Glas Wein zu trinken, damit ich frisch blieb. Nachher drückte ich sie dann um so fester an mich, daß sie die Schultern zurückbog und mit den Schuhen nicht wußte wohin treten. Als der Tanz aus war, zog sie mich nach, an der Hand. Die Marianne mußte Streit anheben, daß niemand mitkam. Die Schuhe ließ ich auf der Straße, unter dem Bruntrog. Der Gemeindevorsteher trank im „Eglin“. Am Bett waren oben zwei Rosen gemalt. Als ich in unseren

er die Ellbogen auf den Wirtstisch und sagte kein Wort. Wie mich die Veronika dann tanzen sah, die ganze Nacht durch mit der Susanne, ohne daß ich mich einmal zum Tisch setzte, da kam sie und bat die Susanne um einen Tanz mit mir, sie wolle mich ihr nicht abwendig machen. Die Susanne wollte nicht, aber ich wollte schon und tanzte mit ihr. Die Susanne lief hinaus. Draußen auf der Bank heulte sie. Und die Veronika lachte im Tanz, ich konnte ihr bis in den Hals sehen. Da spürte ich zuerst, wie heiß es in ihr war. Wo man die Veronika nahm, war alles fest, als hätte man sie für den Metzger den Winter gefüttert. Wäre es ein dreijähriges Kind gewesen, bei meinem Eid, ich hätte zwanzig Napoleon dafür lösen wollen. Wir kamen einander nicht aus den Armen und gingen heim, so wie wir getanzt hatten. Es schlug ein Uhr, da klopfte es an den Laden. Das ist der Weber-Ruodi, sagte sie und stand auf und sagte ihm Gutenacht zum Fenster hinaus, daß er nicht die Nachtbuben holte. Dann sagte sie, ich dürfe nicht mehr zur Susanne, und weil sie mir so lieb war, sagte

ich ja. Aber am Tag darauf meinte ich, ich müsse doch zur Susanne gehen. Deshalb ging ich zur Susanne, als es Nacht war, und berichtete ihr alles. Da sagte sie, sie sei nicht wie die Veronika; ihrethhalb dürfte ich zu jeder gehen, es sei ihr gleich; nur zu einer nicht, zu ihrer Gespanin, der kleinen Marianne. Und weil die Susanne so gut war, sagte ich ja. Aber am anderen Tag dachte ich, es sei schlecht von der Susanne, daß sie mir verboten, zur Marianne zu gehen. Als dann aber unser Muni beschlagen wurde, weil Glatteis war und wir in den Wald fahren mußten, kam die kleine Marianne in die Schmiede und sagte, der Vater käme gleich, er braue noch einen Tranß für dem Gemeindegannmann sein krankes Roß. Da fragte ich sie, ob ich kommen dürfe. Die Marianne stand wie angefroren und sah nach dem Kohlenfeuer und ging leise die Treppe hinauf. —

„Im ‚Egli‘, am Sonntag, gab es Streit zwischen der großen Veronika und der Susanne. Da tanzte ich den ganzen Nachmittag nur mit der kleinen Marianne. Und als der Tanz zu Ende ging, hatten sie sich wieder ausgesöhnt,

und wir gingen zu vier nach Hause. Sie hielten mich in der Mitte, weil sie Angst hatten, ich könnte ihnen davonlaufen. So gingen wir auch am nächsten Sonntag durchs Dorf, und die Buben fluchten und verschworen sich, wie sie mich sahen, sie wollten mich erschlagen, und die Mädchen, die bei ihnen standen, lachten sie aus und staunten mich an wie ein Kamel, weil ich mit den drei schönsten Mädchen ging. Die Veronika, die Susanne und die Marianne sahen nicht nach rechts und nicht nach links. Untereinander diskurierten sie, es war wie drei Hanfrätschen, und dabei lachten sie, daß es das ganze Dorf hören mußte. Der Pfarrer kam daher durch den frischen Schnee und tat, als sähe er nichts. Nur mir sah er unter die Augen. Aber ich dachte, es ist der Neid, weil er schneeweißes Haar hat. — Die kleine Marianne hatte mich so lieb, sie hatte mir eine Tabakspfeife geschenkt. Ich aber zeigte die Tabakspfeife der Susanne, und die Susanne schenkte mir eine große Pelzmütze. Und ich zeigte die Pelzmütze der Veronika, und die Veronika schenkte mir eine silberne Uhr. — Und so kam es, daß, als man die Sommer-

frucht säete, da tanzte kein Mädchen im ‚Egli‘, und keine ging in die Spinnstube, bei der ich nicht gewesen zur Nacht. Am Tag schaffte ich, daß es mir eine Freude war. Der Suter-Bauer hatte auch seine Freude. Alle staunten, wie ich in die Breite gegangen war seit einem Jahr. Ich hatte Schultern, man hätte mich können in den Pflug spannen, und nahm mehr auf die Hütte als der Müller-Werni am Bach, wenn ich schon alle Nacht aus war und er nicht. Und bäumige Arme hatte ich bekommen; und gescheit war ich geworden, da fragte mich keiner mehr, wo Hüft oder Hott ist; dem hätt ich's zeigen wollen! — Jetzt hat er das Maß, sagte der Suter-Bauer. Jetzt schicken sie ihn nicht zurück bei den Rekruten.

„Es war mitten im Sommer. Da machte ich die Stalltür auf in der Nacht, da stand die Suter-Bäuerin vor dem Stall. Hans, wohin willst du? — Kümmert Euch das, Bäuerin? — Hans, ich berichte es dem Suter-Bauer. — Da ging ich zurück in den Stall. Die Suter-Bäuerin war dreiundfünfzig Jahr alt. Ihr Gesicht war nicht wie Wiesenland; es war wie Ackerfeld.

Aber ich sagte mir, es ist für die Unrair-
Zusanne, sonst macht sie dem Suter-Bauer Be-
richt. Die Bethi wandte den Kopf im Schlaf,
aber die Suter-Bäuerin tat, als kenne sie die
Bethi nicht. Ich aber sah ein Mal. Und ich
sagte: Wenn Ihr dem Suter-Bauer berichtet,
ich gehe aus bei der Nacht, dann berichte ich
dem Suter-Bauer, Ihr habt ein Mal. — Da
kam sie nie mehr in den Stall, und ich ging,
wohin mich der Teufel trieb.

„Und dann kam das Heuet, und dann kam
die Ernte, und dann kam das End und dann
kam die Weinlese, und an der Weinlese hat
mich der Herrgott gestraft, daß ich mein Leben
abkürzen sollte und zum Brandstifter werden.
Dort drüben war es, auf dem Schloß Wildegg.
Der Rehmann auf dem Schloß, weil er ein
Egliswyler war, nahm die Leser und Leserinnen
von Egliswyl. Es war ein reiches Jahr, das
letzte, in dem ich Trauben in der Taufe ge-
tragen. Die Weinlese währte drei Tag. Wir
waren sieben Mannsbilder und zwanzig Weiber-
völker. Und am dritten Tag, am Abend, da
brachte der Schloßherr einen Zigeuner mit, der

hatte eine Fiedel, und da tanzten wir auf dem Rasen im Schloßhof. Die Schloßbuben hatten Laternen aufgehängt, und da kamen die Mägde aus dem Haus und tanzten auch mit. Da war eine, die war das Stubenmädchen, die war aus dem Schwabenland. Die war dünn und klein wie ein Kienspan, aber Augen hatte sie, die gingen mir ins Fleisch, daß ich sie nicht mehr vergaß, und ich sehe sie noch heute. Die tanzte nur einmal mit mir, aber als wir gingen, kam sie mit, mit der dicken Köchin, den Weg entlang und sang. Das hörte ich die ganze Nacht. Ich lag im Stall und schaute in die Laterne. Am Abend ging ich wieder nach Wildegg hinunter, weil eine Tanse vergessen war, und da kam das Stubenmädchen mit mir in den unteren Hof unter die Felsen und gab mir den Mund zum Küssen. Als ich ging, fühlte ich es hier, wo die Brust ist, da tat es weh, ich wußte nicht, was das ist, weil ich niemals krank gewesen war. So ging ich den zweiten Abend wieder hinunter und bat sie, ich wolle bei ihr sein bis am Morgen, aber sie sagte nein. Da habe ich geweint. Drei Tage ging ich nur auf

das Feld hinaus, aber ich konnte nicht schaffen. Der Suter-Bauer sagte: Was ist dem Hans? Er ißt nicht, er trinkt nicht, er schafft nicht mehr. — Da ging ich wieder hinunter in der Nacht nach Wildegg. Bei jedem Schritt wurde mir besser. Das Schloßtor war zu, alles war finster. Da saß ich bis am Morgen und ging nicht mehr nach Egliswyl; ich verdingte mich unten im Dorf. Dann ging ich jeden Abend hinauf, wenn es dunkelte, und konnte ich nur einen Zipfel ihrer Schürze sehen, so wurde mir wohl. Unter der Woche fuhr ich mit einem Klasten Holz nach Lenzburg ins Städtchen. Da kaufte ich einen Ring, daß ich etwas hatte, wenn ich zu ihr kam. Sie lachte, als sie ihn nahm, und gab mir ihren Mund. Dann sagte sie, ich dürfe übermorgen wiederkommen, wenn es dunkel sei. Und als ich den Berg hinunterging, da sagte ich mir: dort drüben liegt Egliswyl, und jetzt bist du ein guter Mensch, jetzt kann es dir nicht fehlen in diesem Leben. Geschäft habe ich die drei Tage, bis ich die Marie sah, das war ihr Name, der Bauer hatte nie einen solchen Knecht gehabt. Da kamen mir auch Gedanken

unter dem Schaffen: Wenn du vom Militär kommst, dann trägst du jeden Rappen zur Spar-
kasse, bis es genug ist zu einem Strohhaus und
einem Acker. Dann gehst du hinauf aufs Schloß
und fragst die Marie, ob sie deine Frau sein
will. Und wenn sie nein sagt, dann gehst du
nach Amerika und heiratest nie. Aber sie sagt
nicht nein, die Marie; das wäre schlecht, sonst
müßte sie es gleich heute sagen und dir nicht
sagen, du solltest übermorgen wiederkommen. So
sagte ich am Morgen und am Abend zu mir,
wenn ich dem Vieh im Stall frische Streu gab;
und ich sagte zu dem Vieh, wenn es nicht bei-
seite wollte: Davon versteht ihr nichts. Das
begreift ihr nicht in euren Köpfen. Es ist eben
ein Unterschied, ob man Mensch oder Vieh ist!

„Jetzt habe ich sieben Jahre darüber nach-
gedacht, aber ich begreife noch nicht, was mich
dort unten in die Anstalt gebracht, daß ich die
schönsten Mannesjahre mir zur Schande schaffen
muß und habe keinen Ertrag davon. — Die
Marie war ein loses Geschöpf, und wie wir
drei Wochen uns abgeschleckt hatten, unten, im
unteren Hof, unter den Felsen, in Schnee und
WedeFind, Feuerwerk

Kälte, da wollte sie es wärmer haben, und ich war ihr auch nicht böse darum. Da zeigte sie mir an dem Felsen, wo man hinaufklettern konnte, weil sie allein schlief in einem kleinen Gemach, unter dem großen Fenster, wo die Schloßfrau schlief, in den wilden Felsen gehauen. Und da stieg ich hinauf, in der Nacht, wie es zwölf Uhr schlug unten im Dorf, und hehte, daß nicht ein Stein ins Gebüsch hinunterfiel und die Herrschaft oben erwecken könnte. — Die Marie machte leise das Fenster auf und machte es wieder zu. Dann gab es eine Stunde kein Wort. Und als ich von ihr ging, war sie noch ebenso, wie sie gewesen war, als ich zu ihr kam.

„Über die Felsen stürzte ich hinunter. Ich hatte kein Gefühl in Händen und Füßen. Und dann fühlte ich es hier oben, hier an der Kehle als hätte ich einen Strick darum und würde gehenkt. Und vorn auf der Brust und im Rücken fühlte ich es, und dazwischen war es, als würde alles ausgerissen. Und vergiftet war ich in allen Adern, von Fuß bis zu Kopf. Anfangs wollte ich mich ertränken, aber dann dachte ich: Nein, was denkt sie dann

von mir! Was denkst sie dann von mir! — Sie hatte nicht geweint und nicht gelacht. Sie war wie zu Eis erfroren gewesen. Und dann dachte ich an die Amrain-Susanne, an die Veronika, an die Marianne. Die sind schuld, sagte ich mir, die sind schuld! — Es war nicht wahr, das weiß ich, aber ich sagte es mir so, und lief hin, die Straße von Egliswyl. Manchmal in der Anstalt ist es mir schon schlimm gewesen in den sieben Jahren, daß ich geheult habe und mich gekrümmt auf den Fliesen, bis sie mich eingesperrt haben, wo kein Licht und keine Luft ist. Aber dann dachte ich an jene Nacht zurück und sagte mir: sie mögen mit dir tun, wie sie wollen, Schlimmeres, als was du in jener Nacht erlitten, gibt es nicht auf Gottes Welt: und das hast du hinter dir. Hätte mich damals einer genommen und gebunden und über die Bank gelegt und geschlagen, ich hätte ihm dafür danken wollen. Aber da war niemand. Ich schrie und brüllte wie ein Tier im Schlachthaus, als ich über den Berg durch den Wald kam. Immer kam es wie Flammen über mich, immer brennender. Es war, als wäre ich in

einem brennenden Haus. Zu den Fenstern, zu den Thüren, wo ich hinsah, schlugen mir heiße Flammen ins Gesicht. Und unter mir glühte der Boden, wenn er schon gefroren war, daß ich stampfte und lief. So trieb es mich, anfangs wußte ich noch nicht, was tun, aber auf einmal ging es mir auf. Und da wurde mir besser, aber ich rannte nur weiter fort, ich dachte, der Tag könnte vorher dämmern. Da sah ich nur noch Flammen und Flammen. Über mir in den Bäumen brauste es. Es war der Bismund. Der kommt recht, sagte ich mir. Du mußt anfangen, wo der Wind herkommt, daß er es weiterträgt. Der Feuerweiher ist zugefroren, sagte ich mir. Das ist recht, das ist recht. Und als ich ans Dorf Egliswyl gekommen, da schlich ich links herum, weil von dort der Wind kam, und kroch in fünf Häuser außen unter das Strohdach und auf den Heuboden. Das dritte war dem Leser-Bauer sein Haus, und ich dachte an die Veronika, wenn sie nur mit verbrennt, und legte Feuer an. Dann lief ich zurück. Als ich hinauf an den Wald kam, leuchtete es schon auf, und ich wärmte mein Herz daran. Mitten im Wald war ich noch, da läu-

teten die Glocken im Städtchen Lenzburg, und auf dem Stauffberg und drüben in Umriswyl. Und dann ging es Bumbum. Das war der Feuerwächter auf dem Schloß Lenzburg. Der schoß die Kanone los, und ich dachte, es hat gezündet, man wird es auf eine Stunde im Umkreis sehen. Als ich aus dem Wald kam, war auch alles rot hinter mir am Himmel, und unten auf der breiten Landstraße hörte ich die Feuerspritze hinausraffeln. Die können lange spritzen, sagte ich mir, wenn sie kein Wasser haben, und rannte weiter nach Wildegg hinunter. An den Felsen kam ich hinauf, ich weiß nicht wie und kloppte leise ans Fenster. Da kam die Marie. Laß mich ein, sagte ich. Mach auf, Marie! Da machte sie auf. — Hast du gehört, es brennt! — Was brennt? Wo brennt es? — Siehst du es dort? Der ganze Himmel brennt! — O Gott im Himmel! — Es brennt! Das ganze Dorf brennt! Das Dorf Egliswyl! Das habe ich getan. Sieh, wie es leuchtet. An fünf Ecken habe ich es angezündet, Marie! Sieh hin, sieh hin!

„Aber sie war immer noch wie Eis. Es rührte sie nicht. Weiß war sie im Gesicht. Sie

kleidete sich an, so rasch es ging, und weckte das ganze Schloß. Und dann lief sie hinunter auf die Schreiberei, schellte die Leute heraus und sagte, sie wisse, wer das Dorf Egliswyl angezündet, und zeigte auf mich. Ich sei es gewesen. Ich habe mich bei ihr verbergen wollen, in ihrer Kammer; so verhaßt war ich ihr. Da kamen sie herauf mit der Zwangsjacke; ich stand noch immer am Fenster, sah, wie der Himmel immer noch röter und röter wurde, und hatte meine Freude daran. — Da nahmen sie mich und führten mich in den Schloßhof. Die Marie stand dabei. Gelacht hat sie nicht, das sah ich wohl, ich weiß nicht warum nicht."

Wir waren oben am Berg angekommen, wo der Erdrutsch war. Drüben in der Entfernung von einer Stunde lag das Schloß Wildegg in warmem Abendsonnenschein. Die Fenster glitzerten. Mein Vater hätte mich während der Erzählung vielleicht gerne fortgeschickt, wenn auf dem Wege den Berg hinauf eine Veranlassung dazu gewesen wäre. Der Sträfling reckte seine knochige Gestalt und legte die Bleiröhre auf den Rasen. — Übrigens mochte mein Vater sich

auch gesagt haben, ich verstehe nichts von dem Gesprochenen. Tatsächlich ist mir das Verständnis auch erst viel, viel später aufgegangen. Der Sträfling mußte damals längst wieder in Freiheit sein.

Rabbi Ezra

Moses, Moses, du gefällst mir nicht. Warum willst du dich verloben mit zwanzig, wenn du erst willst heiraten mit fünfundzwanzig?" — Der alte Esra sah seinem Sohne zwischen den Wimpern durch, als wollte er im Inneren des Kopfes eine kabbalistische Flammenschrift entziffern.

„Ich liebe Rebekka.“

„Du liebst die Rebekka? Woher weißt du, daß du liebst die Rebekka? Will ich dir glauben, daß du liebst einen kleinen Fuß, eine weiße Haut, ein bartloses Antlitz; aber woher weißt du, daß es ist die Rebekka? Hast du studiert das Römische Recht und das Christliche Recht, aber hast du nicht studiert die Frauen. Habe

ich dich erzogen zwanzig Jahre mit Sorgfalt, daß du mir anfängst dein Leben mit einer Narrheit? Wieviel Frauen hast du gekannt, Moses, daß du kannst kommen zu deinem alten Vater und sagen, du liebst?

„Ich kenne nur eine, und die liebe ich von ganzem Herzen.“

„Von ganzem Herzen, wie heißt? — Hast du kennen gelernt dein ganzes Herz?“

„Ich bitte dich ernstlich, lieber Vater, über meine Gefühle nicht spotten zu wollen.“

„Moses, Moses, werd' mir nicht rappelköpfig. Ich sage dir, werd' mir nicht rappelköpfig. Laß dir erzählen eine Geschichte. Komm, setz dich zu mir, auf den samtenen Diwan. Will ich dir erzählen von meinem Vater, was er mir hat gesagt, als ich war zwanzig Jahre. Esra, hat er mir gesagt, wenn du heiratest, heirate eine reiche Frau. Laß dir sagen von deinem alten Vater, daß die Frau ist vergänglich. Aber so ein blanker Taler, Esra, der kann sich halten durch Generationen! — Habe ich mir gedacht, daß er ist ein alter Mann und habe ich ihm geschworen, daß meine Braut wird

mitbekommen dreißigtausend Taler. Aber ich will dir erklären, Moses, warum ich sie habe geliebt, warum ich sie habe geheiratet, die kleine Lea, warum ich habe in Trübsal gelebt mit ihr, bis sie mir ist hingeschwunden wie der Schnee in der Hand. Weil ich nicht habe gekannt die Frauen, weil ich nicht habe gekannt den Esra, mich selbst.

„Moses, ich bin ein alter Mann und will von der Welt nichts mehr, als daß es dir möge gut gehen. Aber mit zwanzig Jahren, da war es in mir, wie in einem Hühnerstall in der Früh, wenn die Sonne aufsteigt. Wenn ich bin gegangen auf der Straßen und ist gekommen ein Christenmädchen oder eine von unserem Stamm, dann habe ich sie gefühlt in den Fingerspitzen und habe gewünscht, daß ich wäre gewesen der König Salomon mit fünftausend Weibern. Aber sie mußte geschaffen sein, als hätte sie gemacht der Herr für sich selbst, Moses, versteh mich recht, mit allem angetan, was das Weib kann an Schätzen besitzen. Wenn sie war klein und blaß und dünn und flink wie eine Ratte, dann habe ich den

Regenschirm gesenkt nach ihrer Seite, weil es mich hat in den Augen geschmerzt, sie zu sehen. Aber wenn sie war gewachsen wie Federn auf Sibanon, dann habe ich den Regenschirm gesenkt nach der anderen Seite, und habe ihr Bild mit nach Hause genommen und habe es geschaut über dem Talmud, und in den heiligen Worten habe ich gehört den Takt ihrer Füße. Und in der Nacht ist es zu mir gekommen und hat mich aufgesucht in meinen Träumen, das Bild — Gott der Gerechte, habe ich es vor mir gehabt, wie Moses, dem du dankst deinen Namen, auf Nebo das Gelobte Land; hätte ich es können greifen mit Händen, habe ich gesehen Milch und Honig fließen und konnte nicht gelangen über den Jordan durch den Willen des Herrn.

„Aber da habe ich mir gesagt — Moses, kannst du dir denken, was ich mir habe gesagt? — Tu, habe ich mir gesagt, du bist ein Kind des Teufels, du bist es gewesen von Mutterleib. Wenn du wirst nachgeben deinen Gelüsten, wenn du wirst über den Jordan gehen, so wird dich treffen der Zorn, und du wirst

sein ein Kind des Todes. Du sollst nicht gehen zu Weibern, die den Sinnen gefallen, sondern zu Weibern, die dem Herzen gefallen, wenn dein Fleisch nicht soll werden wie das Fleisch Hiobs, wenn das Werk deiner Tage und Nächte nicht soll werden verflucht, und wenn du nicht willst Gras fressen wie Nebukadnezar.

„Und da bin ich gegangen zum alten Hesekiel und habe ihm gesagt, er soll mir geben seine Tochter Lea, und hab' ihm geschworen, ich wolle ihr legen die Händ' unter die Füß'. Sie war ein Mädchen, die Lea, wie ein Schatten auf einer Fensterscheibe, man hätte sie können nehmen als Lampenschirm, aber ich hab' sie geliebt, weil ich mir habe gedacht, sie wird mich erretten vor mir selbst, vor dem Teufel und vor dem Tod, den ich gefühlt habe Tag und Nacht über meinem Haupte. Anfangs hat sie mich nicht gewollt, denn ich war groß und breit, und sie war klein und dünn, daß sie sich hat geniert mit mir zu gehen über die Straße. Aber weil kein anderer ist gekommen, hat sie mich genommen.

„Jetzt, Moses, höre von deinem alten Vater,

wie unser menschlicher Verstand ist beschränkt und wie all unsere Einsicht ist eitel. Ich hatte die Süßigkeit der Liebe noch nicht gekostet, Moses, gerade wie du; ich war noch keusch wie der Tau auf Hebron, gerade wie du, wiewohl du hast studiert das Römische Recht und das Christliche Recht und hast vernachlässigt Moses und die Propheten. Aber als ich gekostet die Süßigkeit der Liebe mit Lea, da habe ich erkannt, daß sie ist eine Sünde vor dem Herrn, und habe dem Herrn gedankt, daß er mir hat gegeben ein Weib, das mich nicht läßt wandeln die Wege der Gottlosen. Hatte ich mir doch geträumt in meinen einsamen Nächten, daß die Liebe werde erfreuen den Leib als ein Labfal, und siehe, sie schmeckt nicht süßer, der Lea und mir, als wie die Medizin schmeckt dem Kranken. Und so nahmen wir sie, wie man nimmt Medizin, mit geschlossenen Augen und Würgen im Hals und nicht mehr, als der Arzt hat verschrieben. Und wenn es war durchgekostet, dann fühlte man sich gerichtet vor Gott und verdammt und wich sich aus wie Diebe bei der Nacht, die einander betroffen bei teuflischem Werke. Da

habe ich mir gesagt: Du hast recht erkannt, Esra, daß die fleischliche Liebe ist Satansdienst und nicht würdig, daß der Mensch ihrer obliege. — Aber, Moses, glaub deinem alten Vater, ich war nicht glücklich.

„. . . ich war nicht glücklich, Moses, mein Sohn, der Herr ist mein Zeuge; denn ich konnte so wenig reden mit meiner Lea, wie ich kann reden mit meinem Kleiderstock oder wie ich kann reden mit meinen fingernägeln. Ihre Gedanken waren nicht meine Gedanken, weil meine Gedanken sind meine Gedanken, und weil sie hat keine gehabt. Da habe ich mich gewendet in die Einsamkeit, und die Einsamkeit war gesprächiger als meine Lea, und habe mir gesagt: Esra, habe ich mir gesagt, du hast gekauft eine Katze im Sack; auf dein Haupt die Verantwortung. Du hättest sie können prüfen, habe ich mir gesagt, ob ihr Geist ist geschaffen für deinen Geist, ob ihr Herz ist der Bruder zu deinem Herzen. Laß sie nicht merken, Esra, daß du hast gekauft eine Katze im Sack, denn sie ist unschuldig wie das Lamm, das zur Tränke geht. Warum hast du nicht ebenso sorgfältig

ausgesucht, als du dir genommen eine Frau, wie du aussuchst, wenn du gehst in den Läden und kaufst dir für eine Mark zwanzig eine Krawatte?

„So habe ich gelebt mit ihr und gelitten und geschwiegen zwei Jahre und habe sie immer noch geliebt, meine kleine Lea, weil sie mich hat ge-
seit gegen die Verlockungen des Fleisches, bis sie mir hätte sollen schenken ein Knäblein und hatte nicht Raum dafür, und es dem Herrn hat gefallen, daß er sie hat von mir genommen, samt meinem Kind.

„Moses, da war mir, alles hätte man mir ausgebrannt mit glühenden Eisen die Eingeweide aus meinem Leib, als wäre niedergebrannt und ausgestorben die Erde, als wäre ich allein geblieben, zu tragen den Fluch. Da habe ich mich empört wider Jehova, da habe ich geschrien: Verflucht sei dein Name! Warum hast du mir genommen ein Weib, das ich mir habe gewählt, um dir zu dienen! Bist du geschlagen mit Dummheit, daß du zerschmetterst dein Kind und verschonst deine Feinde! Kannst du nicht nehmen das Lamm dem Reichen; mußt du es nehmen dem Armen, dem es ist

gewesen sein alles! Verflucht sei dein Name! Mußt du mich preisgeben der Anfechtung, mußt du mich stoßen hinaus in Versuchung und Sünde, mußt du mich wieder lassen kommen in die Hände der Gottlosen, nachdem ich mit Mühe und Not meine Seele geborgen vor deinem Zorn! Verflucht sei dein Name! Verflucht sei dein Name! Auf dein Haupt meine Verdammnis! — Und da bin ich gegangen, meinen Jammer zu erwürgen, zu den Töchtern der Wüste. Ja, Moses, daß du es weißt, ich bin gegangen zu den Töchtern der Wüste. Nicht daß ich dir sage, Moses, mein Sohn, daß du sollst gehn zu den Töchtern der Wüste. Mach's, wie du willst. Aber ich, dein Vater Esra, ich bin gegangen zu den Töchtern der Wüste. Und wie ich bin gegangen, da habe ich Jehova geflucht: Du, Herr, bist schuld, daß ich gehe, meinen Jammer zu erwürgen, zu den Töchtern der Wüste. Warum hast du mir genommen meine Lea!

„Und nun, Moses, sperr deine Ohren auf, auf daß du mich recht verstehst. — Habe ich gekostet von Christenmädchen, habe ich gekostet von

Judenmädchen, habe ich gekostet von den Töchtern Hams. Habe ich nicht ausgesucht, was meinem Herzen war gefällig; habe ich ausgesucht, was meinen Sinnen war gefällig, weil ich war gekommen, zu erwürgen meinen Jammer, weil ich war gekommen, zu vergessen meine Lea. Habe ich mir ausgesucht, was da war gewachsen wie Zedern auf Libanon, was da war angetan mit allem, was ein Weib kann an Schätzen besitzen. Und habe ich gefunden, daß, je mehr sie hat behagt meinen Sinnen, desto verständiger konnte ich reden zu ihr, desto verständiger hat sie geredet zu mir, desto freundlicher ist sie gekommen, desto mehr hat sie behagt meinem Herzen. Und habe ich gefunden, Moses, mein Sohn, daß, je mehr sie hat behagt meinen Sinnen, desto weniger habe ich gespürt von Sünde, desto gerechter ist mir geworden zumut, desto näher habe ich mich gefühlt dem Allmächtigen. Moses, und wenn du mir bötest eine halbe Million, ich möchte sie nicht nehmen um diese Erkenntnis. Nein, ich möchte sie nicht nehmen, denn die Erkenntnis trägt Zinsen zu zwanzig Prozent, zu dreißig

Prozent, zu hundert Prozent; und die Zinsen sind Kinder und Kindesfinder. Kann man unglücklich sein mit einer halben Million, aber kann man nicht unglücklich sein mit der Erkenntnis, daß die fleischliche Liebe nicht ist Teufelsdienst, wenn der Mensch die Pfade wandelt, die ihm der Herr gewiesen, weil er zwei Menschen hat füreinander geschaffen außen und innen, an Leib und an Seele.

„Bin ich hingegangen, bin ich zusammengebrochen, hab' ich mich geschlagen vor die Brust, habe ich geschrien: Herr, Herr, ich habe deinen heimlichen Rat gehört. Fängst du die Weisen in ihrer Listigkeit, daß sie des Tages in Finsternis laufen und tappern im Mittag wie in der Nacht! — Und dann bin ich gegangen, Moses, und hab' mir ein Weib gesucht mit all meinen Sinnen. Hab' ich gefunden Sarah, die Tochter Mardochoais, herrlich anzuschauen, wie die neugeschaffene Erde, und sie ist geworden deine Mutter. Habe ich ihr geprüft Herz und Nieren, und habe ich gefunden, daß ihr Herz ist der Bruder zu meinem Herzen. Und in der Hochzeitsnacht, Moses, mein Sohn,

in der Nacht, der du verdankst dein Leben, da habe ich erkannt, daß ihr Leib war der Zwillings zu meinem Leib; und habe gelobt den Herrn, dessen Geist nicht lügt, dessen Wahrheit offenbart ist in seinen Werken.“ —

Rabbi Esra wischte sich den Schweiß von der Stirne und atmete schwer. Moses schlich gesenkten Hauptes von hinten.

Der greise Freier

Geonie Fischer war eine feine Natur. Ihre Züge waren eher süß als schön zu nennen. Der Reiz lag in dem Ausdruck der Augen und in den etwas emporgezogenen Mundwinkeln. Der Menschenkenner, der sie sah, mußte sich aber sagen, daß das keine vergänglichen Reize waren, sondern daß die alte Frau in weißem Haar noch ebenso sehr dadurch auffallen werde, wie es jetzt das junge Mädchen tat. Von vollendeter Schönheit war ihre Kopfform und der eigenthümliche Ansatz der glänzend schwarzen Haare, die sich dicht an den Kopf anschmiegen. Ihre Büste war knospenhaft, ihre Hüften hätten stärker sein können, aber ihr Schuhwerk trug die Nummer 36 und ihre Hände wären jeden-

falls hübsch gewesen, wenn sie nicht, seit sie die Schule verlassen, zu Hause die Wirtschaft geführt, gekocht, geputzt und gewaschen hätte.

Leonie Fischer war eine von jenen Naturen, die sich in allen Lebenslagen und unter Menschen jedes Standes zurecht finden, die niemals anstoßen, dank einem angeborenen feinen seelischen Takt und einer selbstlosen Denkungsart; eine von jenen Naturen, die immer mit anderen empfinden und die nur glücklich sein können, wenn es ihre Umgebung ist.

Leonie Fischer hatte seit ihrem fünften Jahr keine Mütter mehr und war nie aus dem kleinen Städtchen Lenzburg herausgekommen. Ihr Vater stand den Tag über in seinem Spejereiladen und abends saß er mit einigen griesgrämigen Graubärten in einer der unzähligen Wirtschaften um einen runden, spärlich erleuchteten Tisch herum und kam nie vor elf Uhr nach Hause. Seit ihre ältere Schwester tot war, hatte das Mädchen fast jeden Abend zu Hause allein zugebracht mit einer feinen Häfelei und einem Buch aus der Stadtbibliothek und hatte sich nie gelangweilt. Schon mit siebzehn Jahren hätte

sie sich sehr gut verheiraten können. Ihr Vater hatte damals mit der Faust auf den Tisch geschlagen und sie eine verdrehte Frage genannt, weil sie die Partie ausgeschlagen. Aber sie hatte nur ruhig vor sich hingelächelt; sie wartete, bis der Rechte kam, sie war nicht für das Herumprobieren. Und als der Rechte kam, da besann sie sich auch nicht erst lange, sondern griff gleich mit beiden Händen zu. Er war von mittlerer Statur, fünfunddreißig Jahr alt, hatte einen elastischen Gang, ein einträgliches Geschäft und, was seiner Braut beinahe die Hauptsache war, er verstand es, wenn es ihr gerade darum zu tun war, ernst zu sein. und sie konnte mit ihm ruhig über Dinge reden, die weder mit seinem Geschäft noch mit der Spejereihandlung ihres Vaters in Beziehung standen.

Das junge Paar machte seine Hochzeitsreise an den Gardasee. Da saßen sie am Nachmittag im Sonnenschein nebeneinander auf der Veranda, sprachen wenig, schämten sich ein wenig ihrer Mattigkeit und waren mit vollem Herzen dem Augenblick für seine Schönheit

danfbar. Leonies feine Mundwinkel verzogen ſich zu einem Lächeln, ſo oft ihre Augen denen ihres Gatten begegneten. Er warf ihr dann einen ſtrengen Blick zu, darauf wurde ſie jedesmal rot bis unter die Haare, und dann ſah er ſie ſo hilflos flehentlich an, als wollte er ſie um Verzeihung bitten. Der Schluß war immer der, daß ſie ihre Hand in die ſeinigen legte und mit warmer Empfindung von ihm kajoſieren ließ. So ging es täglich bis Sonnenuntergang. Leonie genoß ihr junges Glück ohne Ziererei, in abſoluter Hingebung, aber auch ohne Urtheil, ohne jedes Anſehen der Perſon. Sie liebte vorderhand nur die Liebe, und nur mandmal freute ſie ſich im ſtillen für die Zukunft darüber, einen ſo liebenswürdigen braven Lebensgefährten gefunden zu haben. So hatte ſie es ſich auch erträumt, während all der Jahre, wenn ſie abends allein zu Hauſe ſaß. Als ſie vor dem Altar neben ihrem Erwählten das Ja ausſprach, hatte ſie ſich im ſtillen des Verſprechen gegeben, nie jemand anders als nur ſich ſelbſt dafür verantwortlich machen zu wollen, ob ſie glücklich werde oder nicht. Und außerdem hatte

sie inbrünstig zum Himmel gefleht, ihr und den
Ihrigen seine schweren unvorhergesehenen Schick-
salsschläge ersparen zu wollen.

Es war ruhig geworden in dem großen
Hotel. Die Zimmertüre war fest verriegelt, die
schweren grünen Vorhänge waren geschlossen,
auf dem Tisch brannte die Nachtlampe; Mitter-
nacht war längst vorbei und das Pärchen konnte
den Schlaf nicht finden. Das kam jedenfalls,
weil man sich tagsüber so wenig Bewegung
machte, und weil man nach dem Abendessen
noch eine Tasse Kaffee getrunken hatte.

„Wie kommt es,“ sagte der junge Mann
im Flüsterton, „daß du mit deinen zwanzig
Jahren und mit der Leidenschaft, die du in dir
hast, sonst immer so ruhig bist. Wenn man
dich draußen im Leben sieht, wie du sprichst
und wie du dich benimmst, möchte man glauben,
du wärest früher schon einmal auf der Welt
gewesen. Andere Mädchen in deinem Alter
sind immer gleich aus dem Häuschen, und du
wirst nur immer stiller und gefasster, wenn dir
etwas Unangenehmes in den Weg kommt.“

„Vielleicht kommt es von dem, was ich als

Kind durchgemacht," sagte das junge Weib. In ihren Augen spiegelte sich ein feiner Lichtschimmer. Sonst war alles Nacht umher.

"Was hast du denn durchgemacht?"

"Als meine Schwester starb. Habe ich dir das nie erzählt?"

"Nein. Ich erinnere mich wenigstens nicht."

"Du hast ihre Photographie gesehen. Sie war beinahe einen Kopf größer, als ich jetzt bin, und viel kräftiger, am ganzen Körper. Sie hatte Arme, daß ich sie mit beiden Händen kaum umspannen konnte. Aber sie war gar nicht plump oder schwerfällig. Sie war gelenkiger als ich, und wenn sie ging, dann sah es aus, als ob sich der Boden bei jedem Schritt ihrem Fuß anschmiegte. Das kam vielleicht, weil sie so volle, breite Hüften hatte. Das Schönste an ihr war der Hals. Wenn ich jetzt an sie zurückdenke, sehe ich immer zuerst ihren schönen runden Hals und die runden Schultern darunter. Aber sie war als Mädchen schon so stark, wie es sonst eine Frau erst wird, wenn sie zwei oder mehr Kinder gehabt hat. Kein Mensch hätte gedacht, daß sie sterben mußte. Nur sie selber,

sie machte sich immer die schrecklichsten Gedanken, soweit ich mich erinnern kann. Das stand ihr auch in den Augen geschrieben. Wenn man sie ansah, glaubte man, im nächsten Augenblicke kommen ihr die Tränen. Sie erzählte einem lange Geschichten von einem Unglück, das geschehen sei, oder das kommen werde; und wenn man nachher ruhig darüber nachdachte, so war nichts, aber auch gar nichts daran. Immer war sie aufgeregte und scheu. Vor lauter Angst, vor Unglück und Tod fand sie eigentlich nie recht den Mut, auf der Welt zu sein, bis ganz zuletzt, da kam es ihr anders. Aber das war es eben auch, was ihr nie Ruhe gelassen. Sie hatte kaum lange Kleider bekommen und war konfirmirt worden, da dachte sie schon immer nur an das eine: wie und wann sie sich verheiraten werde. Und dabei hatte sie so eine Ahnung, ich weiß nicht woher, daß es niemals kommen werde, daß sie es nicht erleben würde, daß sie vorher fort müßte. Das war auch der Grund von allem, was sich schließlich zutrug.

Ich erinnere mich, fuhr Leonie fort, ich war vielleicht zehn Jahr alt, da schiefen wir zu-

sammen in einem . Neben dem Bett stand die Wiege, in der meine Puppe schlief, und im andern Bett schlief die Eisebeth, unsere alte Magd. Eisebeth schnarchte so laut, daß wir oft beide mitten in der Nacht erwachten. Dann sprachen wir leise im Dunkeln, gerade so, wie wir jetzt sprechen, nur daß wir kein Himmelbett hatten. Und einmal, da fragte mich Klara, wenn ich mich einmal verheirate, wie mein Mann dann sein müsse. Ich hatte noch gar nie darüber nachgedacht. Ich sagte, ich weiß es nicht. Da erzählte sie mir von sich, sie wünsche sich einen, der müsse breite Schultern haben und groß gewachsen sein. Er müsse eine gerade kurze Nase haben, darunter einen kleinen blonden Schnurrbart und schöne blendendweiße Zähne. Er müsse das Haar kurz geschoren tragen und dürfe keine großen Ohren haben, aber seine Beine müßten schön sein, und er müsse hohe Stiefel tragen mit großen Sporen. Sie erzählte mir die halbe Nacht von ihm. Wir suchten unter unseren Bekannten, aber da war keiner, der ihr stattlich genug gewesen wäre. Und schließlich sagte sie dann, indem sie ihre

Stirne an meine Brust drückte und ordentlich schluchzte: „Ich glaube, daß ich einmal einen alten Mann von fünfzig oder sechzig Jahren heiraten muß, einen, der keine Zähne mehr im Munde hat, und der bei jedem Wort, das er sagt, grinst und hustet. O Leonie, Leonie, wenn du wüßtest, wie ich mich davor fürchte, wie mir graut!“ — Ich fühlte, sie hatte alles Blut im Kopf, und ihre feisten Arme waren heiß wie Feuer. Sie war damals erst ein Jahr aus der Schule.

Und in einer anderen Nacht, als Lisbeth wieder so fürchterlich schnarchte, daß der Ofen zitterte, da erzählte sie mir dann alles, wie es einem ergeht im Leben, warum man sich verheiratet, und weswegen wir Mädchen nicht ebenso gekleidet gehen, wie ihr Männer. Ich fand das alles ganz natürlich, aber sie machte eine große unheimliche Geschichte daraus. Sie konnte kaum reden, und ich hörte, wie ihr unter der Decke das Herz klopfte. Ich hatte noch nichts davon gewußt, aber ich hatte mir auch nie irgend etwas Unnatürliches gedacht.

Als sie dann drei Jahre später aus der

Welschland zurückkam — sie war derweil wirklich ein sehr schönes, prächtiges Mädchen geworden, abgesehen von ihrer Korpulenz — da machte ihr aber weiß Gott gleich ein alter Mann, es war der alte wackelige Gerichtschreiber, der uns schräg gegenüber wohnte, einen Heiratsantrag. Vier Wochen lang konnte sie sich von dem Entsetzen nicht erholen. Sie ging nicht aus, sie sprach nicht, sie schlug die Augen nicht auf, sie sah niemandem mehr ins Gesicht. Es war beinahe, als wollte sie den Verstand verlieren. Der Gerichtschreiber war sonst ein sehr geachteter Mann; meine Liebe freilich wäre er auch nicht gewesen. Er erzählte dem Vater, er hätte die Klara gern zur Frau gehabt, weil sie die Lippen nie ganz geschlossen halte; sie müsse viel Gemüt haben. Darin hatte er auch recht. Sie hatte ihn zuerst ganz freundlich empfangen. Als sie dann aber gemerkt, was er ihr zuinutete, da hatte sie nur so herausgeheult und Gliederkrämpfe bekommen. Wir mußten ihr den ganzen Tag Eisumschläge machen.

Im darauffolgenden Sommer kam Rudolf Elsner nach Lenzburg. Das war wirklich, wie

wenn der Himmel zwei Menschen zueinander geführt hätte, die jeder extra nur für den anderen geboren und herangewachsen waren, und die sonst vielleicht die halbe Welt hätten absuchen können, ohne zu finden, was für sie das Richtige war. Sie war ihm zuerst in der Vorstadt begegnet, als sie zum Baden ging; aber gleich war es ihr auch aufgegangen wie ein Nordlicht. Sie hatte kaum einen Schritt weiter können. Sie erzählte es mir, als wir am Abend allein waren; im ganzen Körper hätte sie gefühlt, wie ihr das Blut hinauf und hinunter rieselte. Als sie zum Abendbrot heim kam, hatte sie sich nur über das Wasser im Bach beklagt; es sei so lau und trocken gewesen. Dabei war es elf Grad.

Es wurde ihr furchtbar schwer, sich nichts merken zu lassen; aber ihm war es mit ihr nicht besser gegangen. Am nächsten Mittag kam er schon und kaufte Zigarren. Klara und ich standen oben am Fenster. Es war ein wahrer Herkules; seine Brust war so voll und gewölbt, man hätte mit einem Steinwagen darüberfahren können; die Kniee drückte er

durch; wir hörten seinen Schritt drüben vom Rathhaus zurückhallen; Schnurrbart hatte er noch nicht, er war erst dreiundzwanzig Jahr alt; um so besser sah man den breiten vollen Mund, nicht viel Lippen, aber Ausdruck darin. Als er durch das untere Tor ging, bückte er sich unwillkürlich; von hinten war es, als sähe man seine Arme durch die Jackettärmel durch. Den Hut trug er hinten auf dem Kopf; das war das einzig Nachlässige an ihm; darunter glänzte sein weißer Nacken. Sein Kopf war gedrungen, aber elegant und beweglich; er trug ihn nicht starr zur Erde wie ein Stier, sondern hoch und stolz wie ein König. Er hatte eben seinen Militärdienst gemacht, ich glaube, die Offiziersschule; er war bei der Artillerie; und nun war er als Kommiss in der Eisenhandlung neben dem unteren Tor eingetreten. — Ich behte vor bangem Entzücken, als ich Klara so völlig selbstvergessen und schwerathmend neben mir stehen sah. Ich war noch durchaus Kind, aber ich darf wohl sagen, als sie sich vierzehn Tage darauf heimlich verlobten, da habe ich mich gewiß mindestens ebensosehr darüber gefreut, wie sie selber.

Sie trafen sich am Postschalter, er schrieb eine Postkarte, sie wollte auch eine schreiben, er gab ihr die Feder, dann hatten sie sich verlobt. Geredet hatten sie kaum ein Wort. Er hatte sich auf die Lippen gebissen und ihr in die Seele hinuntergesehen; sie hatte es ebenso mit ihm gemacht, womöglich noch leidenschaftlicher, und dann war alles im klaren und abgemacht, so fest wie der Himmel über der Erde gebaut ist. Sie kam nach Hause, kniete am Sofa nieder, heulte und schrie vor Glück und schlug mit den Füßen auf die Dielen.

Öffentlich verloben konnten sie sich noch nicht. Es ging nicht, weil er erst Kommis war; aber er hatte Aussicht, sich als Kommanditär in der Eisenhandlung zu beteiligen. Sein Vater war ein sehr reicher Müller, und Klara bekam ja auch Geld mit; aber sie mußten wenigstens noch ein Jahr warten. Und nun gingen wir jeden Abend, wenn die Eisenhandlung geschlossen wurde, zusammen hinaus in den Wald, Klara und ich, nach dem Römerstein. Sie mußte mich mitnehmen, weil ihr sonst andere Mädchen nachgelaufen wären, um zu

sehen, wohin sie ging. Und da küßten sie sich dann eine Stunde lang, bis zum Abendessen. Ich saß immer daneben; Klara hatte mir befohlen, sie nie einen Augenblick mit ihm allein zu lassen, und ich glaube, er war ihr aufrichtig dankbar dafür; wenigstens verstand er sie; sie wollten sich ihr Lebensglück ungefährdet bewahren. Aber für mich war es keine Kleinigkeit, Abend für Abend mit anzusehen, wie sie beide rot im Gesicht wurden und zu zittern begannen und eine ganze Stunde lang kein Wort sprachen und dabei so ernst und unheilvoll aus sahen wie die Wolken, aus denen der Blitz durch den Himmel fährt. Rudolf, wenn er sich einmal umwandte, sah immer freundlich zu mir herüber. Ich hatte mein deutsches Lesebuch mitgenommen, aber manchmal schwirrten mir die Buchstaben durcheinander. Wenn ich dann zu Klara auf sah, trocknete sie sich die Tränen aus den Augen. — Oft, wenn wir heimgingen, hatte ich tiefes Mitleid mit ihr, aber ich war so andächtig, ich wagte nichts zu sagen. So ging es ein volles Jahr, bei Sonnenschein, bei Regen und im Schnee. Im Winter zerriß mir

einmal der Rock, als ich von der Bank aufstand; ich war angefroren, während neben mir, über Rudolf und Klara, der Reif von den Zweigen taute.

Als der nächste Sommer zu Ende ging, im September ungefähr, reiste Rudolf dann auf einen Tag nach Hause und machte alles mit seinem Vater ab. In sechs Monaten wollte ihm sein Vater das Geld geben, daß er als Teilhaber ins Geschäft treten könne. Das wäre also im Februar gewesen; dann dürfe er Klara heiraten und eine Reise mit ihr nach Italien machen. Sofort wurden Karten verschickt, ganz Sengburg gratulierte, und Klara fand ein wenig Zerstreuung dabei. Es erschien ihr das alles so komisch, daß sie manchmal ebenso fröhlich und munter wurde, wie es andere Mädchen in der Brautzeit sind. Aber nun kam er jeden Abend zu uns ins Haus. Der Vater saß im Wirtshaus, und ich machte meine Schulaufgaben. Sie gaben sich alle Mühe, nicht mehr so aufgeregert zu sein; über das Klüffen waren sie hinaus, es war doch nicht mehr das gleiche wie zu Anfang; sie waren gescheiter geworden, und die

Hochzeit rückte ja mit jedem Tage näher. Sie verschlangen sich nur schon gegenseitig mit den Augen; ich sehe sie noch einander stumm gegenüber sitzen, sie im Sofa und er auf dem Taburet ohne Lehne, aufrecht, regungslos, wie auf Kohlen. Manchmal sah ich von meinem Platz aus unter den Tisch, weil ich erst gar nicht daran glauben konnte, daß das Wetter so ruhig geworden, aber auch da war nichts. Ich erzählte, um ihnen die Zeit zu vertreiben, von dem, was ich gerade las, bis ich merkte, daß mir niemand zuhörte. Da schwieg ich auch und schrieb an meinem Aufsatz. Es war totenstill. Man hörte nur die Lampe und meine Feder und das Atmen.

... am ersten Dezember bekam Klara einen furchtbaren Anfall. Es war gleich nach Tisch. Die Sinne vergingen ihr, ihr Gesicht und ihre Hände wurden blau, wie mit Tinte übergossen, von Atmen merkte man nichts mehr und ihr Herz klopfte so, daß man es, trotzdem sie so stark war, durch das Kleid durchsah. Den ganzen Vormittag hatte sie gefürchtet, an ihrem Hochzeitstage werde Krieg ausbrechen, weil

Rudolf dann hätte mit der Artillerie reiten müssen. Ich knöpfte ihr die Taille auf und öffnete ihr das Korsett, aber es half nichts. Als der Doktor kam, hatten wir sie schon zu Bett gebracht. Er sagte, sie habe einen schweren Herzfehler. Er gab ihr etwas, daß sie wieder zu sich kam. Ihr erstes Wort war, als sie die Augen öffnete: „Leonie, o Leonie, ich muß sterben!“

Am Abend kam der Doktor wieder; Rudolf und ich standen an ihrem Bett; er wußte, daß Klara und Rudolf verlobt waren. Als er fortging, sagte er mir, unter keinen Umständen dürfe ich Rudolf wieder zu ihr hinauflassen; es rege sie zu sehr auf, er habe es gesehen; der ganze Unfall rühre überhaupt nur von der entsetzlichen Aufregung her, in der sie sich befinde; wenn ich ihn nochmal vor ihr Bett lasse, so könne es ihr Tod sein. Dasselbe sagte er dem Vater unten vor dem Laden. Ich wurde beauftragt, es Rudolf mitzuteilen. Natürlich ging ich am anderen Tag nicht zur Schule.

Die alte Lisbeth war fort, seit Klara aus der Pension zurückgekommen und in der Wirt-

schaft mithelfen konnte. Seitdem hatte ich das Bett, in dem die Lisbeth geschlafen, seit die Mutter tot war. In der ersten Nacht stand ich jede Stunde auf und legte Klara frische Eismuschläge auf ihr Herz. Am anderen Tag, als es nicht besser werden wollte, nahmen wir eine Krankenpflegerin an, die den Tag über dablief und auch in der Wirtschaft mithalf, damit ich die Schule nicht zu versäumen brauchte. Rudolf war wie in Stein verwandelt, als ich ihm sagte, daß er nicht zu ihr dürfe; er entgegnete keine Silbe; mir war, als hätte er mich gar nicht verstanden. Früh am Morgen, am Mittag und am Abend kam er dann in den Laden und fragte, wie es ginge. Es ging nicht gut. Klara hatte die ganze Nacht hindurch Atemnot und schlief keine Minute. Immer erst am Vormittag kam ihr für ein paar Stunden der Schlummer. Schmerzen hatte sie nicht, aber sobald sie das Bett verließ, wurde ihr schwindlig. Dabei sah sie nicht anders aus, als gewöhnlich, eher noch besser; ihre großen, feuchten Augen glänzten so feurig, und ihre Züge hatten etwas so Gewaltiges; eigentlich

war sie herrlich anzuschauen. Natürlich sprach sie immer von ihm; sie bat mich unter Tränen, ihn doch heraufzuholen. Ich sagte ihr, es ginge nicht; bald würde sie besser werden, und dann könnten sie ja gleich heiraten. Aber sie sah hinauf an den weißen Plafond, als wisse sie ganz genau, daß es nicht sein werde. Dabei hörten wir Rudolfs Schritt von der Straße herauf. Jede Nacht bis um elf, zwölf Uhr ging er ums Haus herum. Ich fühlte, wie wenn mir etwas die Kehle zuschnürte. Am liebsten wäre ich am Bette niedergesunken und hätte selber mit meiner Schwester gekammert. Aber ich sagte mir, du darfst dir nichts merken lassen, damit sie nicht gänzlich den Mut verliert, und würgte es hinunter.

In der folgenden Nacht hatte ich im Traum eine Unterredung mit Rudolf. Ich sah ihn vor mir auf den Knien liegen, die Hände zu mir erhoben, in denen er, nach unten gekehrt, ein Messer hielt, mit dem er sich umbringen wollte. Ich sagte nur immer: „Nein, nein, nein, nein, nein!“ und freute mich noch, ihn so quälen zu können. Auf einmal war alles Blut.

Ich erwachte darüber und hörte Klara mit sich selber sprechen: „Barmherziger Gott, erbarme dich mein!“ stammelte sie. „Erbarme dich mein! Womit habe ich das verdient. O Rudolf, Rudolf!“

Ich stand auf und gab ihr ein Pulver. Dann stellte ich mich im Nachthemd an den Ofen und ließ mir, um sie zu beruhigen, alles Mögliche von ihr über ihn erzählen, was er ihr aus seinem Militärdienst und der Offiziersschule erzählt hatte.

Am nächsten Morgen hatten wir zuerst Rechenstunde. Die Aufgaben hatte ich gemacht, aber als ich vorn an der Tafel rechnen sollte, da wußte ich nicht einmal, wieviel zweimal vierzig ist. Die anderen Mädchen fragten mich in der freiviertelstunde, was mit mir sei. Ich sah sie im Springsail ums Schulhaus herumlaufen, wie wenn es Gespenster gewesen wären, und mußte immer an Rudolf und Klara denken. Mit Marie Hemmann, meiner Freundin, ging ich Arm in Arm nach Hause. Sie war taktvoll genug, mich nicht zu fragen, warum ich kein Wort sprach, und als wir

Rudolf vor unserem Haus trafen, ließ sie mich gleich mit ihm allein.

Es war, wie wenn man an einen Eichbaum die Art angelegt hat, so zitterte er, als er vor mir stand. Er griff sich an die Brust und sagte, da fühle er es, wie das Mädchen da oben leiden müsse, und wenn ihr etwas den Tod bringen könne, so sei es die Verordnung, die der Doktor getroffen; er möchte den Unmenschen totschlagen für seine mörderische Wissenschaft.— Ich sagte, er solle es dem Doktor selber sagen; ich verstehe ihn wohl, aber ich könne ihm ja doch nicht helfen. Da nahm er meine Hand in die seinige und presste sie, daß es mir weh tat, und mit der anderen streichelte er mir die Haare: „Nein,“ sagte er, „du kannst mich nicht verstehen, du bist ja noch Schulmädchen. Aber helfen kannst du mir. Dein Vater geht ja doch jeden Abend ins Wirtshaus, dann bist du mit Klara allein, und dann . . .“

„O Gott,“ sagte ich, „ich kann nicht! Ich kann nicht!“ und riß mich los von ihm und lief ins Haus. Ich konnte nicht zu Klara hinauf. Ich saß in der Küche und

weinte und weinte, bis die Suppe auf dem Tische stand.

Gegen Abend kam der Doktor und machte ein sehr bedenkliches Gesicht, obschon wir gar nichts merken konnten, daß es schlimmer ging. Aber er hatte Klara den Puls gefühlt und eine halbe Stunde lang das Herz abgeklopft. „Nur keine Aufregung! Um Gottes willen keine Aufregung!“ sagte er. — Nach dem Nachtessen war ich dann wieder mit ihr allein, und sie sagte mir ganz dasselbe, mit denselben Worten, was mir Rudolf gesagt hatte. Es war gerade so, als wenn sie sich miteinander verabredet hätten. Sie schalt mich lieblos; ich sei nicht ihre Schwester. Dabei schluchzte sie, daß das Kopfkissen durch und durch naß wurde. Ich solle ihn holen, er sei ja unten; sie wolle ja gerne sterben, sie wisse es ja, daß sie verloren sei, aber ich müsse sie mit ihm allein lassen. — Sie hielt die Ellbogen aufgestützt, und der Schmerz erschütterte ihr alle Glieder. Ich glaubte schon, es werde nicht mehr aufhören. Erst als seine Schritte in der Straße verhallten, wurde sie ruhiger. Mitten in der Nacht erwachte ich

dann plötzlich von einem Jammerschrei, den ich in meinem Leben nicht vergessen werde. Ich sprang auf und gab ihr Wasser zu trinken. Sie trank die ganze Flasche aus. Sie habe geträumt, sagte sie. Am Morgen, während ich mich wusch und anfleidete, erzählte sie mir dann, was ihr geträumt hatte. — Es ist fürchterlich.

Sobald sie die Augen schliesse, erzählte sie, sähe sie einen alten Mann. Das erstemal sei er gekommen, als sie in ihrem Anfall ohne Besinnung war. Er habe eine Glaze bis auf die Ohren hinunter und große, abstehende, blätterförmige Ohren, dazu einen kurzgeschorenen, grauen Bart und eine ganz kleine, winzige Nase. Um die Brust sei er wie ein Kind, und seine dünnen Beinkleider seien vorn durchgestoßen vor den Knien. Er komme immer im Zylinder und schwarzen Frack und taste mit einem Krückstock vor sich her. Im Gesicht habe er etwas so Abscheuliches, daß einem das Blut friere. Er habe sich ihr gleich als ihr Bräutigam vorgestellt; in vierzehn Tagen werde er Hochzeit mit ihr machen. Jedesmal küsse er sie; sie

stemme sich mit ihren Knien und Ellbogen gegen ihn, aber er halte ihren Kopf so fest zwischen seinen Händen, daß sie seinen Kuß dulden müsse. Und in der letzten Nacht, da hätte er sie mitnehmen wollen. Rudolf hätte sie beschützt, aber der Alte habe ihm eins mit seinem Krückstock über die Augen gezogen. Dann habe er sich über sie gebeugt. Sie habe ganz genau gewußt, daß sie zu Bett liege. Immer näher habe sie seine schielenden, rotumränderten Augen über sich gesehen, und sein gelbes Gesicht mit den braunen Leberflecken; und da, gerade als sie seine dürre Hand unter ihrem Nacken gespürt, da habe sie aufschreien können. — — „O Rudolf,“ jammerte sie mit gefalteten Händen, „ich sehe dich nicht mehr wieder, ich sehe dich nicht mehr wieder!“

Als ich hinunterkam, stand Rudolf beim Vater im Laden, mit gesenktem Kopf, aber so männlich, so jugendlich, mit so seelenvollem Ausdruck, wie ich ihn nie gesehen. Er wollte mir nach, aber ich lief, was ich konnte, zur Schule.

Während der ersten zwei Stunden war mir

ganz wirr. Ich hatte nur immer das alte Ungeheuer vor Augen, wie es sich über meine Schwester zu Hause niederbengt. Dann hatten wir deutschen Aufsatz, da kamen mir nach und nach die Gedanken. Der Lehrer war selber ein alter Mann, aber gutherzig; jede Stunde lasen wir ihm alle fünfzehn der Reihe nach den gleichen Aufsatz vor, an dem er bei jeder etwas anderes zu loben fand. Das einzige, was er nicht leiden konnte, war, wenn unsere Kleider zu kurz waren, und wenn wir bunte Schleifen im Haar trugen. Dann nannte er uns eitle Fräusen. Marie Hemmann entgegnete ihm einmal, als er sich über ihr Kleid aufhielt, sie könne nichts dafür, daß sie so lange Beine habe. Da schlich er hinter sein Pult, klappte den Deckel hinauf und kam während einer Viertelstunde nicht mehr zum Vorschein.

— Es ist der Tod, sagte ich mir; es ist der Tod, der sie holen will. Und dann beschloß ich, gleich nach Schluß der Schule zum Doktor zu gehen und ihn zu fragen, ob Klara wieder besser werden würde oder nicht. Es nagte etwas in mir, ich habe das Gefühl seither nicht mehr

Wedekind, Seuerwerf

gehabt, aber ich glaubte jeden Moment, mir würde unwohl vor Schmerz. Ich fühlte nichts anderes, als wenn ich selber an Klaras Stelle gewesen wäre. Ich fühlte ihre heiße Sehnsucht nach Rudolf und ihr Grauen vor dem Alte. Du bist ein grausamer Teufel ohne Gefühl und Herz, sagte ich mir; Klara ist so furchtbar aufgereggt, weil sie ihn nicht sieht, es kann sie unmöglich mehr aufregen, wenn er zu ihr kommt, und wahrscheinlich wird es sie doch nur beruhigen. Und wenn sie sterben müßte, wenn sie wirklich sterben müßte und könnte nicht einmal Abschied von ihm nehmen! — Und dann sagt' ich mir, daß der Alte kein Recht auf sie hat, daß nur Rudolf allein das Recht hat, sie zu küssen. Der Alte, sagt' ich mir, ist der Tod, und Rudolf ist das Leben. Wenn Rudolf bei ihr ist, dann wird der Alte sich nicht heranzuwagen. Und wenn der Alte sie doch bekommen soll, dann macht es ja doch nichts, ob sie sich vorher noch einmal an Rudolfs stattlichem Unblick gefreut hat oder nicht.

Um zwölf Uhr, als die Schule aus war, lief ich zum Doktor; die Sachen hatte ich in

der Schule gelassen; ich muß ganz vergeistert ausgesehen haben. Er zog mich an sich und sagte, er habe ja längst gewußt, daß sie nicht zu retten gewesen wäre; seine Hilfe sei völlig nutzlos bei ihr gewesen, und ich solle doch nicht weinen, sie sei ja jetzt oben beim lieben Gott. — Da stürzten mir die Tränen aus den Augen; ich sagte, ich habe ihn ja nur fragen wollen. Da sagte er, sie werde wieder besser werden, aber so trostlos, jetzt wußte ich alles.

Ich fürchtete, das Entsetzliche möchte schon geschehen sein, ohne daß sie Rudolf noch einmal gesehen, und lief nach Hause, fand aber Klara gerade so wie sie immer war, schön wie eine Rose in ihrer vollsten Pracht, nur sprach sie sehr lebhaft. „Laß ihn zu mir, Leonie; laß ihn zu mir herauf,“ schluchzte sie, und ich sagte: „Ja, heute abend.“ Da schlang sie mir ihre vollen Arme um den Hals und küßte mich ab und drückte mich an ihre Brust, als wenn ich selber ihr Rudolf gewesen wäre. Ich mußte dabei an den Doktor denken, was er gesagt, und an das alte Ungeheuer. Ehe sie mich aus ihren Armen ließ, flüsterte sie mir

ins Ohr: „Aber du mußt mich mit ihm allein lassen.“ Ich sagte „ja“; und dann kam die Krankenwärterin mit der Suppe für Klara und rief mich zum Essen ins Wohnzimmer.

Aber noch während wir bei Tisch saßen, durchfuhr mich plötzlich ein Gedanke wie ein Dolchstich. Gestern schon hatte sie mir gesagt, ich müsse sie mit ihm allein lassen. Ob schon ich noch zur Schule ging, wußte ich schon genug von der Welt, um zu begreifen, was sie wollte. Mir wurde heiß und kalt. Nein, sagt' ich mir, das darfst du nicht tun. Klara war bis jetzt ein anständiges Mädchen, und wenn sie das tut, dann ist sie es nicht mehr. Und dann dachte ich an den Alten, der sie vergewaltigen wollte. Und dann dachte ich daran, daß sie am Ende sterben mußte, sterben mußte, ohne geliebt zu haben, wie es andere Frauen ihr ganzes Leben lang tun, wenn sie sich verheiraten. Und dann dachte ich, daß der liebe Gott doch furchtbar grausam ist. Wenn ein Mädchen für die Liebe geschaffen war, dann war es doch meine Schwester; das wußte ich ja so gut.

Am Nachmittag um eins hatten wir Konfirmationsunterricht. Vor der Stunde ging ich mit Marie Hemmann im Korridor auf und ab. Die Knaben, die mit uns Unterricht hatten, standen da und gafften uns auf die Füße. Marie trug hohe, gelbe Schnürstiefel, und ich hatte ein paar nagelneue Halbschuhe an. Sie fragte mich nach meiner Schwester, und es drückte und quälte mich, ihr etwas von alledem, was mir auf der Seele lag, zu sagen. Aber nach den ersten Worten merkte ich, daß sie gar nicht begriff, um was es sich handelte. Ich hätte ihr erst alles explizieren müssen, und so schwieg ich lieber. — Während der Stunde erklärte uns der Pfarrer, in den die Mädchen alle verliebt waren, wie die Sadduzäer zu Christus kamen und ihn fragten, wenn ein Mann sieben Frauen gehabt, welche Frau er dann im Himmel haben werde, und wie er ihnen geantwortet, daß es im Himmel weder Frauen noch Männer geben werde, sondern daß der Unterschied ganz weg-falle. Da fiel es mir wie eine Zentnerlast vom Herzen: Wenn es im Himmel weder Frauen noch Männer gab, dann konnte es nichts aus-

machen, ob Klara noch einmal mit ihm zusammen war oder nicht. Da war mein Entschluß gefaßt. Und da sagte ich, während der Pfarrer weiter sprach, bei mir im stillen folgendes zum lieben Gott: Wenn du willst, daß ich Rudolf nicht zu ihr hinauflasse, dann laß es bis heute abend besser mit ihr werden. Das kannst du, wenn du willst. Ich werde bis heute abend nicht nach Hause gehen, und wenn es dann nur ein klein wenig besser mit ihr geworden, dann werde ich ihn nicht zu ihr hinauflassen. Aber wenn es nicht besser mit ihr geworden, dann werde ich es tun. Du, lieber Gott, sagte ich, kannst mich ja immer noch daran hindern, wenn du nicht willst, daß es geschieht. Du kannst mir einen Siegelstein auf den Kopf fallen lassen, oder mich von einem Mörder umbringen lassen. Ich will mein Leben gerne aufs Spiel setzen, so jung ich noch bin. Aber wenn das alles nicht geschieht, dann hast du es nicht anders gewollt, denn du kannst alles, was du willst. —

Den ganzen Nachmittag lief ich draußen vor der Stadt zwischen den schneebedeckten Feldern

umher. Ich ging auch in den Wald, und als ich zum Römerstein kam, da fürchtete ich wirklich, jeden Augenblick möchte jemand aus dem Gebüsch auf mich losstürzen und mir ein Ende machen. Als es sechs Uhr im Städtchen schlug, kehrte ich heim. Klara lag zu Bett und klagte über Herzklopfen. Er sei wieder dagewesen, der Alte, sagte sie mir. Es sei ein fürchterlicher Kampf gewesen. Als er gegangen, habe er gesagt, diese Nacht sei Hochzeit, und sie habe gesagt: „Ja, mit Rudolf, mit Rudolf; aber nicht mit dir!“

Um sieben Uhr ging der Vater ins Wirtshaus, und um acht Uhr ging die Krankenschwester fort. Da schlich ich hinunter, öffnete leise die Haustüre und ließ ihn herein. Als ich hinter ihm die Treppe hinaufging, merkte ich gar nichts Besonderes an ihm. Aber als ich die Türe öffnete und ihn eintreten ließ, da sah ich, wie ihm bei jedem Schritt, den er sich dem Bett näherte, die Kraft aus den Beinen schwand, so daß er, wie wenn er hingeschleudert wäre, gegen die Bettstatt fiel. Ich zog die Türe leise zu und ging in die Küche hinunter, wo nur

eine Eigroin-Lampe brannte. Da warf ich mich am Herd in die Knie und flehte zum lieben Gott, er möchte nicht Klara entgelten lassen, was sie jetzt that; er möge sie nicht dafür strafen, wie es der Doktor gesagt, sondern er möge sich an mir vergreifen, ich wolle ja gerne alles dulden, alle Qualen, damit Klara am Leben bleibe, weil ich ja doch nur die Schuld trüge, wenn sie sich verging. —

Ich hörte es neun Uhr schlagen. Gleich darauf schlug es zehn Uhr. Die Zeit verging mir, als wäre es ein Augenblick gewesen. Um halb elf ging ich mit dem Lichte hinauf. Ich wäre um ein Haar eingetreten, aber ich blieb vor der Türe. Ich klopfte leise an und sagte, es sei halb elf. Dann verging eine Viertelstunde, ewig lang. Ich hielt den Atem an; ich fürchtete etwas vor dem Hause zu hören, aber ich hörte nur Küsse und Seufzer von innen. Dann klopfte ich wieder. Gleich darauf trat Rudolf heraus, in seinen Mantel gehüllt, den Hut in der Stirn. Ich leuchtete ihm hinunter. Im Gang unten drückte er mir, ohne ein Wort zu sagen, die Hand. Dann ließ ich ihn hinaus.

Ich war darauf gespannt, wie ich Klara finden würde. Es war, als läge milder Abendsonnenschein über ihr, und sie war so hoffnungsfelig, wie ich sie, soweit ich zurückdenken konnte, nie gesehen. Von Sterben kein Wort. Sie sprach nur von ihrer Hochzeit, und daß sie dann zusammen nach Italien reisen würden. Morgen werde sie wieder aufstehen können, und dann kam sie auf einmal auf die frühesten Zeiten zu sprechen, wie wir als Kinder miteinander gespielt und sie mich manchmal so malträtirt hatte. Da lachte sie, daß ich vor Freude wieder weinen mußte an ihrem Bett.

Sie konnte sich lange nicht beruhigen. Schließlich schief sie doch ein. Am Morgen, als ich aufstand, lag sie ganz ruhig, und ich dachte, ich wollte sie nicht stören. Sie lag tief in den Kissen, und ich ging auf den Zehen und kam ihrem Bett nicht nahe und schlich leise zur Türe hinaus. Unten sagte ich, daß sie schlief. Aber kaum war ich in der Schule, da kam die Krankenschwesterin angerannt und holte mich zurück. Als ich ins Zimmer trat, standen der Vater und der Doktor an ihrem Bett. Sie war tot."

— — — Es war mäuschenstill in dem großen Hotel. Der neugebackene Ehemann hatte den Erinnerungen seines jungen Weibchens mit sehr getheilten Empfindungen gelauscht. Dann aber sagte er sich, daß ein Wesen, welches mit fünfzehn Jahren schon imstande war, mit seinem Gefühlsleben so ganz und gar in demjenigen seiner Umgebung aufzugehen, es als erwachsene Frau noch bei weitem mehr sein werde. Und er pries sich glücklich, einen solchen Schatz von ruhiger Überlegung, von Selbstlosigkeit und warmer Hingebung an seiner Seite zu haben.

Die Fürstin Kussalka

Dich wundert es, wie ich dazu gekommen bin, Sozialdemokratin zu werden und einen Sozialistenführer zu heiraten?" sagte die junge Fürstin Ruffalka zu ihrer Freundin, der erst seit kurzem verheirateten Baronin Hohenwart. „Der Grund lag darin, daß meine erste Ehe mit dem Herzog von Galliera kinderlos blieb.“

„Aber ist denn das ein Grund?" fragte die Baronin errötend.

„Vielleicht ist meine ganze Jugendgeschichte daran schuld," sagte die Fürstin. „Sie läßt sich allerdings etwas schwer erzählen. — Als Kind war ich sehr von meiner persönlichen Würde eingenommen. Ich kannte nichts Höheres auf der Welt als mich selbst. Im Spiegel besah

ich mich wie ein Heiligtum. Dabei war ich lustig und tollkühn, aber über gewisse Dinge verstand ich keinen Scherz. Mein innerer Stolz bäumte sich dagegen auf, wie sich ein Pferd vor einem häßlichen Tier aufbäumt. Das wurde mein Verhängnis. Als meine Schwester Amelia eines Abends mit mir darüber zu sprechen begann, wie wir Menschen entstehen, da hätte ich sie erwürgen mögen. Ich war sehr gläubig und unterhielt mich oft stundenlang in persona mit dem lieben Gott. Ich hatte die unerschütterliche Überzeugung, daß der liebe Gott mich geschaffen habe. Ich sagte mir, was die Menschen machen, das hat keine Seele. — Amelia und ich wuchsen auf dem Schloß Schwarzenetz in Böhmen auf, von aller Welt abgeschlossen. Wir hatten niemand um uns, als einen vertrockneten Haushofmeister und eine zu Eis gefrorne Gouvernante. Ich weiß nicht, wie Amelia zu ihrer Weisheit kam. Sie war allerdings zwei Jahre älter als ich und dick und phlegmatisch und faul. Eines Abends erzählte sie mir, die Müllerstochter im Dorf habe ein Kind bekommen. Ich war ganz

empört. Ich sagte ihr, das sei nicht möglich. Unsere Eltern hätten sich in der Kirche vor dem Altar trauen lassen; deshalb habe Gott ihnen Kinder geschenkt, und nicht deshalb, weil sie die ersten Jahre ihrer Ehe zusammenlebten. Es war mir nicht anders, als wolle Amelia mir alle Berechtigung zum Dasein nehmen. Mitten in der Nacht bat ich zu Gott, er möge mir bestätigen, daß ich recht habe und nicht Amelia; und ich hörte deutlich eine Stimme in mir: Du hast recht, Ruffalka; du hast ganz recht. — Und als mir meine Schwester die nächsten Tage wieder mit ihren naturwissenschaftlichen Erläuterungen kam, da schwur ich ihr bei mir und allem und beim lieben Gott, ich wolle es ihr beweisen, daß es keine unehelichen Kinder in dieser Welt gebe. — Amelia lachte, aber mir war so ernst um meine Überzeugung, ich fühlte einen so feurigen Bekehrungseifer in mir, daß ich Tag und Nacht die Gelegenheit herbeisehnte.

Um Weihnachten kam immer mein Vater mit seinem ganzen Troß von Wien herüber zur Jagd. In jenem Winter brachte er den

Herzog von Galliera mit. Ich war sechzehn Jahre alt. Gleich am ersten Tage nahm ich ihn mir zum Cavalier. Er war achtundzwanzig Jahre alt, sehr gewandt und aufmerksam, und erleichterte mir meinen wahnsinnigen Vorsatz auf alle erdenkliche Weise. Amelia, mit einem jungen Leutnant aus Budapest, hielt sich immer in unserer Nähe. Nach drei Tagen war das Unglück geschehen. Ich erzählte es ihr noch am selben Abend. Sie wurde totenbleich und fiel in Ohnmacht. Dann weinte und schluchzte sie die ganze Nacht, schlug sich vor die Brust und zermüthete sich das Haar, so daß ich alles, was ich an Seelenkraft hatte, erschöpfte, um sie zu trösten. Natürlich half es nicht viel, aber ich blieb so fest bei meiner Zuversicht, daß sie schließlich, wie vor einem höheren Wesen, vor mir niedersank und meine Kniee umflammerte.

Nach Neujahr zog das wilde Heer wieder ab. Den Herzog hatte ich, nachdem ich Amelia zum Augenzeugen meiner Waghalsigkeit gemacht, kaum mehr eines Blickes gewürdigt. Er fand sich mit aller erdenklichen Bescheidenheit in seine Zurücksetzung.

Dann kam der Frühling, und manchmal wurde mir doch bang. Ich bat den lieben Gott, er möge mich in meinem Glauben an ihn nicht wankend werden lassen. Immer wenn ich an die Weihnachtstage und den Herzog zurückdachte, überkamen mich Zweifel; aber ich hatte nicht die geringste Ursache dazu. Und schließlich, es war an einem Septemberabend auf der Altane, da sagte ich zu meiner Schwester: Jetzt siehst du, daß ich recht habe. Jetzt laß mich in Zukunft mit deiner Meinung in Frieden. — Sie hatte kein Wort mehr über diese Dinge gesagt. Sie sah mich groß an, und dann fiel sie mir um den Hals und küßte mich ab.

Aber um Weihnachten, als der Herzog wieder mit meinem Vater zur Jagd kam, da ergriffen mich ganz andere Empfindungen, die ich noch gar nicht gekannt hatte. — Mein Vater überraschte uns, und der Herzog hielt um meine Hand an.

Unsere Flitterwochen verlebten wir in Neapel. Ich war sehr, sehr glücklich. Dann zogen wir uns auf das Schloß Egersdorf in Mähren zurück, um abgeschlossen von allem Verkehr,

solang' es uns gefallen sollte, nur unserem Glücke zu leben. Ich sehnte mich nach einem Kinde, wie sich ein junges Weib nur danach sehnen kann. Es erschien mir gar nicht denkbar, daß mir jetzt diese Wonne nicht beschieden sein sollte. Während des ersten Jahres sprach ich auch täglich davon, wie von etwas, was so sicher eintreffen mußte, wie der Schnee und der Frühling. Es traf nicht ein. Ich betete ganze Nächte durch; ich lag auf den Knien und beschwor den lieben Gott unter heißen Tränen, er möge mich lieber sterben lassen, als unserer Ehe seinen Segen versagen. Es traf nicht ein. Dabei begann der Herzog, mich schon ganz sonderbar anzusehen. Ich merkte es seiner Liebe an, daß sie kühler wurde. Wir langweilten uns.

Dann kam meine Cousine, die Gräfin Telecky aus Wien zu uns zu Besuch. Dem Herzog war sie entsetzlich, aber für mich war sie eine ganz neue Welt. Sie hatte alles gelesen, alles was in Europa geschrieben worden: Ibsen, Tolstoi, Zola, Dostojewsky, Nietzsche, Sudermann; sie war eine wandelnde Leihbibliothek. In sechs Monaten hatte sie eine ebenso fanatische Atheistin

aus mir gemacht, wie ich vorher eine gläubige Katholikin gewesen war. Und als ich nicht eine Spur, nicht einen Strohalm von Glauben, von Gewißheit mehr in mir fühlte, als ich alles verloren, was mich bei einem schweren Unglück hätte aufrecht erhalten können, da wurde ich gewahr, daß sie derweil meinen Gatten für sich gewonnen hatte und schon ein Kind von ihm unter dem Herzen trug.

Ich wurde bestimmungslos nach Wien gebracht. Wochenlang lag ich im Fieber. Nach meiner Genesung fuhr ich zu meinem Vater, um ihn zu bitten, er möchte sich meiner Scheidung annehmen. Bei dem Worte ‚Scheidung‘ wies er mir den Weg, den ich gekommen. Darauf reiste ich hierher, nach Berlin, um mich hier an einen Advokaten zu wenden, begegnete aber von der ersten Stunde an, in welche Gesellschaft ich gehen mochte, nur Geisteskindern in der Art, wie die Telecky eines war. Ich erschien mir wie ein Überbleibsel aus dem Mittelalter, das an einem unbeachteten Orte zufällig erhalten geblieben. Mich beseelte ein Feureifer für alles Moderne. Ich schnitt mein

schönes Haar ab, trug kein Korsett mehr, ging in Männerkleidern auf den Künstlerinnenball und schrieb über die Frauenfrage. Ehe ein Jahr verging, trat ich in öffentlichen Versammlungen auf.

In der Premiere von 'Hedda Gabler' lernte ich Dr. Rappart kennen. Wenige Tage darauf hörte ich ihn in einer sozialdemokratischen Versammlung reden. Dann besuchte er mich. Seine ersten Worte waren eine herzinnige Beschwörung, bei der Weiblichkeit, die in mir lebe, bei dem hohen Beruf, als Frau einen Mann glücklich zu machen, ich möchte doch dieses wüste Treiben aufgeben. Er sagte, ich handle gegen meine Natur, das möge für andere ganz gut sein, aber nicht für mich. Anfangs wehrte ich mich im Dienste unserer Sache, aber er hatte mich so ganz und gar durchschaut, ich saß ihm gegenüber wie ein Kind, dem man seine Unart verweist. — Bei seinem dritten Besuch bat er mich, seine Frau zu werden. Ich gab ihm einen Korb, so sehr ich ihn lieben gelernt hatte. Wo ich hinkam, erzählte man mir von ihm; ganz Berlin schwärmte für ihn, den Volks-

tribun, den künftigen Staatslenker. Bei einer Parade unter den Linden sah ich mit an, wie ihm das Volk tausendstimmig zujuchzte. Ich hörte Arbeiter untereinander darüber sprechen, daß dem Manne nichts teurer auf dieser Welt war, als seine hohe Lebensaufgabe, und ich wußte, was ihm nächstdem das Teuerste war. Aber ich hatte keinen Mut mehr; ich fühlte mich ausgeschlossen von allem Menschenglück, weil ich daran zweifelte, daß ich je einem Manne Kinder schenken könnte.

Dann kamen die entsetzlichsten Tage, die ich erlebte. Ich beschloß zu sterben, ich nahm Morphium. Man schaffte mich in die Klinik. Als ich zu mir kam, schrie ich auf vor Jammer darüber, daß es umsonst gewesen. Aber da stand er neben mir und beugte sich über mich. Die Ärzte ließen uns allein, und da — da schwand meine Kraft wie nichts dahin, ich weinte und weinte an seiner Brust und erzählte ihm alles.

Ich beschwor ihn, mich abreisen zu lassen, aber er ließ mich keinen Tag mehr allein. Er erzählte mir damals Dinge, an die er selbst

nicht glaubte, um mich zu trösten. Und schließlich — ich wußte, wenn es noch irgend ein Glück für mich zu erwarten gab auf dieser Welt, so war es bei ihm — da fiel ich ihm um den Hals und ließ mich von ihm küssen, so grenzenlos unwürdig ich mir selber dabei erschien.

Wir ließen uns trauen; er bestand darauf, daß wir uns auch kirchlich trauen ließen. Ich verstand ihn sehr gut, aber ich wagte kein Wort einzuwenden. Und jetzt . . .“

Die Fürstin erhob sich rasch, ging ins Nebenzimmer und holte den roßigen, kleinen, blauäugigen Sozialdemokraten aus seiner Wiege, der die junge Baronin, die sich gleichfalls erhoben hatte, schon mit den ernstesten Blicken maß.

„Jetzt denke dir mein Glück!“

Die Baronin lächelte. „Mir wäre ein kleiner Baron doch unendlich lieber — und sollte es auch nur eine Baronesse werden.“

Das Opferlamm



Nein, ich bitte dich, frag mich nicht, wie ich hierher gekommen. Wie kannst du dich dafür interessieren? Morgen lachst du darüber; ich sehe es dir an. Warum willst du mich durchaus zum Weinen bringen. Es ist doch viel schöner für dich, wenn ich lustig bin." —

Und die schlanke, schneeweiße, schön gebaute Münchnerin mit dem undurchdringlich dichten, üppigen Rabenhaar neigte sich zitternd über ihn und küßte ihn auf den Mund, auf die halbgeschlossenen Augenwimpern, um ihn seine Frage vergessen zu machen. Aber es half ihr nichts. Er verzog das Gesicht zu einer Grimasse, daß es ihr eisig durch alle Glieder rieselte. Er erwehrte sich ihrer Liebkosungen, stieß sie von sich.

So machte er sie völlig hilflos, da ihre Körper-
schönheit alles war, was sie auf dieser Welt
ihr eigen nennen konnte. Er war nämlich kein
Mensch von tobenden Leidenschaften, sondern
ein Feinschmecker, für den die Natur und der
liebe Gott nichts gut genug geschaffen. An
alles mußte er noch sein Salz und seinen Pfeffer
thun. Schon mit jungen Jahren hatte er die
Genüsse des Lebens kennen gelernt und ver-
achtete jetzt aus tiefster Seele alles, was anderen
Sterblichen auch zu Gebote steht. So genügte
es ihm auch nicht, daß das seiner Menschen-
würde beraubte, hübsche Mädchen einfach, un-
befangen und mit leichtem Herzen sündigte,
indem es sich seinen Begierden überließ. Er
mußte es ihr erst noch speziell zu Gemüte
führen, was sie tat, um sich dabei an dem
letzten leisen Schmerz der armen verlorenen
Seele zu weiden. Deshalb ließ er sich weder
durch Worte noch durch Blicke ein Lächeln ab-
nötigen, stellte sich ernst wie ein Bußprediger
und fragte sie gerade heraus, ob der Hunger
sie hergetrieben.

„Nein, nein. Ich habe immer genug zu

essen gehabt, seit ich denken kann. Es gab bei uns zu Hause dreimal die Woche Fleisch."

Das hatte er sich wohl gedacht. Wer sie sah, konnte unmöglich auf den Gedanken kommen, daß sie jemals habe Hunger leiden müssen.

"Aber du hattest schwere, böse Träume, die dich quälten? — Du bist hierher gekommen, um deine Jugend zu genießen?"

"O Gott nein. Frag mich nicht weiter. Wohnst du hier in Zürich, oder bist du nur vorübergehend hier?"

"Vorübergehend. — Deine Eltern leben aber noch?"

"Ja. Aber sie wissen nicht, wo ich bin."

"Auch nicht, daß du in Zürich bist?"

"Nein. Sie wissen gar nichts von mir."

"Wie heißt du denn?"

"Ich heiße Martha."

"Martha? So, so. Ja. Es gibt viele Marthas auf Gottes Welt. Das wußte ich schon, daß du Martha heißt."

"Du brauchst nur zu schreiben, Martha, wenn du mir schreiben willst. Dann kannst du sicher sein, daß ich den Brief

erhalte. Alle meine Freunde schreiben nur ‚Martha‘.

„Und dein Familienname?“

„Den sag’ ich nicht, und wenn du mir das Messer an die Kehle setzt. Eher lasse ich mich umbringen, als daß ich hier den Namen meines Vaters ausspreche.“

„Wie bist du denn hierhergekommen?“

„Das erzähle ich dir ein andermal. Nur heute nicht. Ich bitte dich.“

„Es gab wohl viel zu arbeiten zu Hause? Du mußttest früh aufstehen und Treppen scheuern.“

„Ich habe immer gern gearbeitet.“

„Wirklich, ist dir das eine solche Wonne? — Hier hast du es aber doch bequemer.“

„O, warum sagst du das! — Ich will dir sagen, was mich hierhergebracht hat. Ich glaube, du hast Mitleid mit mir. Andere Männer wollen nichts hören als Unflätigkeiten und verbieten einem den Mund, sobald man ihnen nicht Schmeicheleien sagt. Ich habe weiß Gott noch keiner Seele davon gesprochen, und doch denke ich Tag und Nacht an nichts anderes. Was mich tröstet, ist das, daß es hier bald

mit einem zu Ende gehen muß. Dann ist es aus und vergessen."

"Glaubst du denn nicht an ein Jenseits?"

"Es mag eines geben für die reichen Leute und für gute Menschen, aber nicht für unsereins. Das wäre doch zu fürchterlich!"

Und das junge Mädchen sah ihn noch einmal tief in die Augen, weil sie noch nicht ganz sicher war, ob er nicht seinen Spott an ihrer Offenherzigkeit habe. Dann löschte sie das Licht aus und erzählte:

"Vierzehn Jahr war ich alt, als die Mutter mich ins Geschäft brachte. Ich hatte noch keine Taille, noch gar keine Figur, und meine Augen waren noch so groß wie bei einem Kalb. Wir waren unserer vier Lehrlingmädchen, Resi, Cilly, Kathi und ich. Schon am Montag Morgen zählten wir immer, wie viel Tage es noch bis zum Sonntag seien. Am Sonntag Nachmittag besuchten wir einander, tranken zu Hause Kaffee und gingen dann im englischen Garten spazieren. Kennst du den englischen Garten in München?"

"Ja, Ja. Ich bin oft mit meiner Kleinen auf dem Teich Schlittschuh gelaufen."

„Das brauchtest du mir jetzt nicht gerade zu sagen.“

„Über was spricht ihr denn, wenn ihr zu vieren dort spazieren gingt?“

„Meist über die Vorsteherin. Sie war so geschickt, daß wir sie alle für ein höheres Wesen hielten. Wenn eine Dame zum erstenmal kam, sah sie sie nur an und schnitt dann gleich die Taillenstücke auf ihren Knien zurecht. Es war, als zeichnete sie sie mit der Schere ab.“

„Und sonst spricht ihr von nichts?“

„Warum? O doch. Jede erzählte von sich zu Hause. Silly hatte einen Bruder, dem sie die Kleider machte. Er ging noch zur Schule. Manchmal half sie ihm auch bei den Aufgaben. Du glaubst nicht, wie stolz sie auf ihn war. Jetzt, wenn ich allein bin, denk ich oft, wenn ich doch nur ein Kind hätte, und dabei muß ich immer an den kleinen Hans denken. Er war so hübsch.“

„Nun weine nur nicht.“

„Ich weine nicht deshalb. Ich denke nur, wie ich mich zuerst davor gefürchtet habe,

und jetzt wäre ich so froh, dann hätte ich doch wenigstens noch etwas davon."

"Aber du würdest das Kind ja nur verderben!"

"Ja, du hast recht. Ich würde es verhätscheln. Ich würde es so furchtbar lieben. Es sollte es besser haben, als alle anderen Kinder."

"Du liebst ihn also immer noch?"

"O ja. Du bist gut. Dir könnte ich alles erzählen."

"Wie hast du ihn denn kennen gelernt?"

"Es war mitten im Winter, eines Abends um neun. Ich war schon zwei Jahre im Geschäft. Ich trug schon lange Kleider, und wenn ich über die Straße ging, ohne Hut und die Schürze vor, dann leckten die Männer sich die Lippen ab. Ich lachte darüber, weil ich es als eine Schmeichelei aufnahm; aber sonst dachte ich mir nichts dabei. Da, eines Abends, gab die Direktrice mir ein Kleid mit für die Baronin Ubra an der Schwabinger Landstraße. Ich wollte den Tram nehmen, aber es war nirgends ein Platz zu bekommen. Es war ein Sturm, daß die Ziegel von den Kaminen sausten, und

dabei so eifrig kalt. Alles ging in Mantel und Kapuze, und ich hatte nur mein Jackett mit den großen Knöpfen und meinen Federhut, den ich halten mußte, daß er mir nicht vom Kopfe flog. Schon in der Theatinerstraße dachte ich, wenn ich nur nicht geboren wäre. Ich fühlte keine Hände und keine Füße mehr, und bei jedem Schritt rannte ich an einen dran. Einmal war es ein Laternenpfahl, an dem ich den Schirm zerbrach. Dann riß ihn der Wind in Fetzen. Der Schnee kam mir in die Röcke und lief mir durch den Hals hinunter. Ich war unten und oben naß, wie es ein Hund bei dem Wetter wird. Vor der feldherrnhalle riß der Riemen, an dem ich die Schachtel trug, und das Kleid fiel heraus in den Schnee. Da wäre ich am liebsten gestorben. Ich nahm das Kleid auf und wischte den Schnee mit dem Taschentuch von dem Papier, damit er nicht eindrang. Dann wollte ich die Schachtel unter den Arm nehmen. Da kam ein Windstoß und schlug mir die Röcke bis über die Knie hinauf. Gott, o Gott, o Gott, dachte ich, wenn das nur niemand gesehen hat!

Gleich darauf trat ein Herr zu mir und fragte, ob er die Schachtel tragen dürfe, und ich sagte Ja.

So gingen wir zusammen hinaus nach der Schwabinger Landstraße, und dann begleitete er mich zurück in die Sendlinger Straße zu unserem Haus. Er hatte mir nur erzählt, daß er in einem Geschäft angestellt war und von seinem Gehalt seine sechzigjährige Mutter ernähre. Ich hatte ihm auch gesagt, wo ich arbeite. Ich hatte ihn gar nicht angesehen und würde ihn nie in meinem Leben wiedererkannt haben.

Aber am nächsten Abend, als ich aus dem Geschäft kam, war er wieder neben mir, sobald ich mich von den andern verabschiedet hatte. Weil er so freundlich gewesen, konnte ich ihn nicht fortschicken. Und so kam es dann. Jeden Abend begleitete er mich bis vor die Haustür und erzählte mir, wie lieb und gut er zu seiner alten Mutter sei. Und als es Frühling wurde, sagte er mir eines Abends, daß er mich liebe. Ich glaubte es anfangs nicht. Aber einen ganzen Monat lang sprach er von nichts anderem, und dann fragte er mich auf einmal, ob ich ihn auch liebe, und ich sagte Ja.

Das war das Entsetzliche; von dem Tag an war er nicht mehr derselbe. Vorher war er immer so sanft und gut gewesen; jetzt war das alles aus. Er behauptete, es sei nicht wahr, daß ich ihn liebe. Ich sagte: doch, auf meine Seligkeit! Und es war ja auch nicht anders. Den ganzen Tag im Geschäfte dachte ich nur an ihn, was er mir für ein Gesicht zeigen werde, wenn wir uns wiedersehen. Aber es war nie mehr das gleiche Gesicht. Er rollte die Augen nach unten, als hätte er eine Fliege verschluckt, und den ganzen Weg sprach er oft kein Wort. Vorher hatte er mich manchmal geküßt zum Abschied. Jetzt tat er auch das nicht mehr. Ich bat ihn darum, aber er wollte nicht. Er schalt mich eine Kofette. Ich war so erschrocken; ich wußte nicht, was das war. Zuerst konnte ich das Wort nicht behalten. Dann schrieb ich es mir auf und fragte Cilly, und Cilly sagte mir, das seien die Mädchen, die nachts auf der Straße gingen.

Die Mutter fragte mich, warum ich so schlecht aussähe, warum ich nicht esse und den Mund nicht mehr aufthue. Aber ich konnte nichts

sagen. Ich hatte mir vorgenommen, nicht eher von ihm zu sprechen zu Hause, als bis wir uns verloben könnten; und dazu reichte sein Gehalt noch nicht aus. Wir mußten warten, bis seine Mutter starb. Aber wie er mir dann einmal auf dem Rathhausplatz im Zorn den Rücken kehrte und die Hände in den Hosentaschen von mir ging, da lief ich ihm nach und hing mich ihm an den Hals; ich liebe ihn ja, sagte ich, das müsse er doch sehen. Er solle doch wieder so sein wie früher; ich hätte ihm ja doch nichts zuleide getan; und er solle mich nicht so furchtbar quälen. — Da murmelte er: Beweise mir, daß du mich liebst. Ich fragte ihn, wie ich ihm das beweisen könne; und er murmelte, das wisse ich ganz gut, ich sei doch kein Kind mehr. Aber ich sei eben eine Kofette, ich treibe mein Spiel mit ihm; aber er habe es satt, er wolle sich nicht länger zum Narren halten lassen.

Die ganze Nacht konnte ich nicht schlafen und dachte darüber nach, was er wohl habe meinen können, und wodurch ich mich undankbar gegen ihn erwiesen habe. Schließlich be-

schloß ich, Cilly zu fragen, weil er es mir doch nicht selber sagen wollte. Aber Cilly die ganze Geschichte erzählen, das wollte ich nicht. Es hatte kein Mensch auf dieser Welt etwas von meinem Verkehr mit ihm bemerkt, und so wollte ich auch, daß es bliebe, bis wir uns öffentlich verloben könnten. Er erzählte mir von seiner Mutter, daß es manchmal sehr bedenklich mit ihrer Gesundheit stand, aber dann ging es wieder besser.

Nach dem Mittagbrot fragte ich Cilly, als ich Arm in Arm mit ihr ging, ob sie schon einmal geliebt habe. Sie besann sich einen Augenblick, und dann sagte sie ja. Ich fragte sie, was sie dann getan habe. Sie sagte, ich habe ein heißes Fußbad genommen. Ob es dann gut gewesen sei. Sie sagte ja. Und ob sie sonst noch etwas getan habe. Nein, das sei alles gewesen. — Ich wollte gerne noch etwas mehr über ihre Liebe wissen, aber sie lachte und meinte, das seien Privatangelegenheiten.

Am Abend sagte ich ihm, als er mich begleitete, ich wisse es jetzt; Cilly hätte es mir gesagt, er solle nur warten bis morgen. Also

morgen, sagte er und küßte mich vor der Haustür. Er war so lieb, wie er seit Wochen nicht mehr gewesen. Den ganzen Abend zitterte ich, die Mutter möchte etwas davon merken, daß ich ein Fußbad nehmen wollte. Ich hatte solche Angst! Als sie schlafen gegangen, schlich ich mich im Hemd in die Küche. Ich hatte das Feuer unter dem Schiff brennen lassen. Ich schöpfte leise den Kessel voll und stellte mich aufrecht hinein. Da wurde mir auch, wie ich es nie vorher empfunden. Du glaubst es nicht, aber ich zitterte und behte vor Freude und dachte dabei nur an ihn, was er sagen werde, wenn er mich so verwandelt sähe. Ich schlich in mein Bett und schlief so süß, wie ich noch nie in meinem Leben geschlafen hatte. Am nächsten Abend war das Elend groß. Erst sanken wir uns in die Arme und küßten uns, daß ich vor Glück beinah geweint hätte; dann meinte er, ich solle mitkommen, aber ich sagte, er wisse ja, daß ich nach Hause müsse. Da nannte er mich ein albernes dummes Tier.

Das brachte mich dahin, daß ich am Sonntag zur Kartenschlägerin ging. Ich wollte ihr

ebensowenig von unserer Liebe erzählen wie Lily, aber in fünf Minuten hatte sie alles heraus. Und da sagte sie es mir dann; ich müsse eben mit ihm gehen und dürfe ihm nichts verwehren; dann wisse er genau, daß ich ihn liebe. Ich fragte sie, was es koste, und sie fragte mich, wieviel ich denn bei mir habe. Ich sagte: Zwölf Mark und fünfzig Pfennige. Gut, sagte sie, gewöhnlich bekomme sie zwar zwanzig, aber sie wolle sich damit zufrieden gehen, weil ich es sei. Und dann empfahl sie sich mir noch für später.

In der folgenden Nacht legte ich mich angekleidet zu Bett. Nur die Schuhe hatte ich ausgezogen. Als es elf Uhr schlug, tappte ich die Treppen hinunter. Er umarmte und küßte mich unter der Hausflur und führte mich in seine Wohnung. Eine Stunde später brachte er mich zurück; aber, weiß Gott, ich konnte nicht begreifen, warum er so glücklich war. Ich dachte mir, es müsse doch etwas besonderes um die Liebe sein, daß es einem so wohl tut, wenn man erfahren hat, daß man wirklich von einem Mädchen geliebt wird.

Und dann wurde ich seine Geliebte. Schon in der ersten Woche sagte er: Wenn du mich wirklich lieb hast, kannst du nicht länger bei deinen Eltern wohnen. Wenn die Fleischerknechte mich unterm Hausflur erwischen, schlagen sie mich tot. — Ich nahm des Nachts meine Sachen mit, und am andern Tag im Geschäfte sagte ich, ich hätte Kopfschmerz und ging hin und suchte mir ein Zimmer mit einem Bett und zwei Stühlen. Am Abend ging ich nicht nach Hause. Am Sonntag kam dann mein Vater. Er fragte, ob ich noch im Geschäfte arbeite. Ich sagte ja. Darauf fragte er mich, wer mein Liebhaber sei. Ich sagte: „Das sage ich nicht, du kannst mich schlagen, soviel du willst, ich sage es nicht.“ Da sagte er, er hole die Polizei. Ich antwortete, ich fürchte mich nicht vor der Polizei, ich fürchte mich vor der ganzen Welt nicht. Da fiel er am Bett zusammen und weinte und schüttelte sich; ich dachte, es müsse ihm die ganze Seele herauskommen. Dann stand er auf, sah mir gerade ins Gesicht, gab mir eine furchtbare Ohrfeige und ging. Ich habe ihn nie wieder gesehen.

Mein Geliebter kam nun jeden Abend zu mir. Mit seiner Mutter ging es sehr schlecht, deshalb hatte er seine Wohnung aufgegeben. Er brauchte das Geld für die Medikamente und den Doktor. Manchmal, wenn es nicht reichte, gab ich ihm auch von dem meinigen, aber ich hatte nicht viel übrig, da ich nun immer Nachtsessen für zwei besorgen mußte. Anfangs hatte er mich seiner Mutter vorstellen wollen: aber jetzt ging es nicht mehr. Sie war zu schwach. Er fürchtete, die Freude und die Aufregung müßten sie auf der Stelle töten.

Einmal im Geschäft, als die Vorsteherin fort war, sprachen Kesi und Cilly über ein Mädchen, das ein Kind bekommen. Ich fragte, ob sie denn nicht verheiratet gewesen. Sie sagten nein. Da bekam ich einen entsetzlichen Schrecken. Mir wurde ganz schlecht und ich mußte nach Hause gehen. Ich weinte bis zum Abend. Nie in meinem Leben hatte ich gedacht, daß man Kinder haben kann, ohne verheiratet zu sein. Als ich es ihm sagte, schalt er mich ein dummes Gäschen, vor so etwas fürchte

er sich doch gar nicht. Aber ich hatte von dem Tag an keine ruhige Stunde mehr.

Und dann wurde er von seinem Prinzipal hierher nach Zürich geschickt. Als wir zusammen im Coupé saßen, stieg ein Mädchen ein. Zuerst setzte sie sich in die andere Ecke, aber als sie meinen Geliebten sah, warf sie ihm einen Blick zu, als wäre eine Rakete vor ihr aufgestiegen, und dann setzte sie sich ihm gerade gegenüber. Sie erzählte, daß sie hier als Kellnerin engagiert sei. Sie war geschnürt, daß mir der Atem ausging. Dabei konnte sie die Füße nicht ruhig halten und fächelte sich mit einem Taschentuch, das wie eine Menagerie duftete. Die Augen fielen ihr fast zum Kopfe heraus. Sie wechselte Blicke mit meinem Geliebten, die die herrlichsten Dinge bedeuten mußten, aber ich verstand sie nicht. Manchmal warf sie auch einen Blick auf mich, und dann schämte ich mich fast zu Tode. Ich hatte ein Kleid an, an dem kaum mehr eine Farbe zu sehen war, dazu einen grauen Schal um den Kopf, und meine Schuhe zog ich unter die Bank zurück, weil sie vorne offen waren. Sie trug

nagelneue, hellgelbe Schnürstiefel mit goldenen Knöpfen daran. Ihr Kleid war so eng gemacht, daß man ihre Kniee sah. Auf dem Schoß hielt sie ein Kistchen mit Pralinées und einer Flasche Zwetschenwasser darin. Mir bot sie auch davon an. Ich mochte nicht, aber mein Geliebter sagte, ich solle mich doch nicht genieren. Kurz vor Lindau, als die Lokomotive auf einmal hielt, weil eine Achse heiß geworden war, sank sie ihm beinahe in die Arme.

Auf dem Dampfschiff wurde ich seefrank, und so kamen wir nach Zürich, ich weiß nicht wie.

Schon am zweiten Tage ging er abends mit ihr in die Tonhalle und kam die ganze Nacht nicht nach Hause. Am Morgen ging ich aus, um ihn zu suchen, und als ich zurückkam, waren seine Sachen fort. Da suchte ich durch die ganze Stadt. Bei jeder Straßenecke glaubte ich, er müsse dahinterstehen. Schließlich fand ich ihn auf einer Bank unten am Quai. Ich sagte, er solle mitkommen. Er sagte, er dürfe das nicht, wir dürften hier in Zürich nicht beieinander wohnen; das leide die Polizei nicht. Wir würden festgenommen, wenn wir hier beieinander

wohnten, ohne verheiratet zu sein. Aber er wolle mich besuchen, so oft er könne.

Während vierzehn Tagen fand er gerade dreimal dazu die Zeit. Ich hatte mir Arbeit verschafft in einem Weißwarengeschäft und saß den ganzen Tag zu Hause und nähte. Als er das dritte Mal kam, fragte ich ihn, wo er denn wohne, aber das wollte er mir nicht sagen. Und so trieb es mich dann manchmal wieder hinaus, weil ich dachte, daß ich ihn finden müsse, da ich mir vorgenommen hatte, ohne ihn nicht mehr nach Hause zu kommen.

Es war eines Abends gegen elf, da erwischte ich ihn, wie er gerade aus einem feinen Restaurant trat. Ich fragte ihn ins Gesicht: ‚Du lebst mit der Kellnerin zusammen.‘ Er sagte: ‚Das geht dich nichts an.‘ Da fragte ich ihn: ‚Liebst du mich denn nicht mehr?‘ — Und da antwortete er mir: ‚Wie kann ich dich denn noch lieben, wenn ich nicht mehr zu dir komme?‘ — Zuerst verstand ich ihn nicht. Was sagst du, fragte ich. Und da wiederholte er es mir: ‚Wie kann ich dich denn lieben, wenn wir doch nicht mehr zusammen sind.‘

Mir wurde grün u d blou vor den Augen. Ich hielt mir die Hände vors Gesicht und rannte fort. Ich mußte erst darüber nachdenken. Was verstand er denn unter Liebe, daß er mich nicht mehr lieben konnte, weil wir nicht mehr beieinander wohnten. Ich hatte ihn aru in doch geliebt, daß wußte ich. Ich fühlte und dachte alles nur so, wie wenn ich gar nicht mehr auf der Welt lebte, wie wenn er und sonst niemand dagewesen wäre. Ich liebte ihn und liebte ihn immer noch, ich hätte mein ganzes Leben lang für ihn arbeiten können; und er konnte mich nicht mehr lieben, weil er nicht mehr zu mir kam. Ich war kein dummes Kind mehr. Ich hatte derweil auch gefühlt, daß es etwas Süßes sei um das Beieinandersein. Aber da kam mir auf einmal der Gedanke, daß er von Anfang an gar nichts anderes gewollt hatte. Da rannte ich an den See hinunter und wollte mich ertränken. Aber das war mir nicht genug. Es tat mir so furchtbar weh in der Brust, daß mir das Wasser zu freundlich und zu lieb erschien. Ich lief durch die Straßen und dachte, wenn doch jemand käme

und mich mißhandelte, daß mir die Sinne vergingen. Ich fühlte, wenn man mich mit Füßen treten würde, dann wäre mein Schmerz geringer. Ich mußte mich entwürdigen lassen, so tief, so tief wie es möglich war, dann spürte ich vielleicht nichts mehr von den Krallen, die mir das Herz abdrückten.

Ich dachte lange nach. Ein Herr kam und strich mir über das Haar. Ich wäre vielleicht mit ihm gegangen. Aber er war mir zu freundlich, er war mir zu anständig. Er trug Glacéhandschuhe und kam mir vor, wie jemand, der mich retten wollte. Nein, nein; ich mußte hinunter, hinunter, wo man nichts mehr sieht und hört. Ich sagte mir, ich müsse so elend werden, daß ich meinen Kummer nicht mehr fühlen könne.

Mein Geliebter hatte mir gesagt, daß es in Zürich Frauen gäbe, die junge Mädchen zu sich nähmen, um sie zu verkaufen und bis aufs Blut auszusaugen. Ich fragte einen Polizisten, der mich an der Straßenecke sitzen sah, wo solch eine Frau wäre. Er fragte mich, ob ich schon einmal dort gewesen sei, und ich sagte ja.

Darauf nahm er mich am Arm und führte mich zum Wachtlokal. Dort saß ein Herr mit rotem Gesicht, einem schwarzen Schnurrbart und einer blauen Brille und fragte mich wieder, ob ich schon bei einer solchen Frau gewesen. Und ich sagte wieder ja. Dann fragte er, wo denn das gewesen sei, und ich zeigte mit dem Finger irgendwohin; ich sei ganz fremd hier, ich sei heute zum erstenmal fortgegangen und ich könne mich nicht zurückfinden. Darauf gab er mir zwei Polizisten mit, und die brachten mich hierher. So bin ich hierher gekommen . . ."

„Aber lebt es sich hier denn nicht ganz hübsch?"

„Anfangs war Madam unzufrieden mit mir, weil ich immer so finster dreinsah. Aber seit sie gesehen, daß die Abscheulichsten von unseren Herren immer mit mir gehen und ich nie einem nein sage, seitdem hat sie mich ebenso gern, wie die muntere geschickte Mademoiselle Palmyra, die mit mir hier ist."

Es war Sonntag am andern Morgen, als sich der junge Mann wieder im Freien befand. Die Glocken läuteten; Männer, Frauen und

Kinder kamen aus der Kirche. Der junge Mann hätte bei sich gerne einen Witz darüber gemacht, aber es war ihm nicht behaglich. Er war sich nie so klein erschienen; er war sich aber auch selber nie so gut erschienen. Er kannte sich nicht wieder. Er verglich die sorglose, sonnige Stimmung der Kirchgänger, die soeben ihrem Prediger zugehört und sich jetzt auf ein gutes Mittagessen freuten, mit dem Ernst in seiner eigenen Seele, und er gestand sich, ohne einen Funken von Frivolität oder Koketterie, daß er sie nicht beneide. Als er am Abend hinging, hatte er die Maske des Bußpredigers angenommen. Jetzt war es ihm, als hätte er selbst dem Bußprediger gelauscht: Er hatte an Unschuld glauben gelernt, wo er es am wenigsten gesucht. Er mußte sich selbst verachten, wenn er an das Mädchen zurückdachte. Sie hatte nie etwas Böses gewollt und das schwarze Los gezogen. Er hatte nie in seinem Leben etwas Gutes gewollt und war noch nicht gänzlich verloren; das fühlte er. Der Eindruck blieb ihm fürs Leben.

Die Liebe auf den ersten Blick

Aber Sie kennen mich ja gar nicht. Ihre Zumutung hat etwas Beleidigendes. Sie sehen mich einen Abend in der Gesellschaft, erkundigen sich, wer ich bin, und am andern Tage kommen Sie und halten um meine Hand an. Mein Vater gilt für einen Millionär. Ich wünschte wirklich, es wäre anders; dann hätte ich Ursache, stolzer auf mich zu sein und auf die Huldigungen, die man mir darbringt."

Das junge Mädchen sah zu Boden im Bewußtsein, eine Kränkung ausgesprochen zu haben. Sie hatte sie nur deshalb ausgesprochen, weil ihr die Unterredung, so überraschend sie zustande gekommen, in der That nicht gleichgültig war.

„Sie sagen, mein Fräulein, ich kenne Sie nicht. Ich erinnerte mich auch wirklich kaum Ihres Namens. Und dennoch kenne ich Sie besser als irgend jemand, dem Sie bis jetzt in dieser Welt entgegengetreten. Das halten Sie nicht für möglich. Ich bin hergekommen, um es Ihnen zu beweisen. Es hat Ihnen wohl noch niemand gesagt, eine so sorgfältige Erziehung Sie genossen, daß es zwischen dem äußeren und dem inneren Menschen keinen Unterschied gibt. Sie halten mich für eingebildet, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich Ihr ganzes Wesen, Ihr ganzes fühlen und Denken, Ihre Art zu lieben, zu leiden und sich zu freuen, aus Ihrer Erscheinung gestern abend erkannt, als das erkannt, was ich seit Jahren in dieser Welt suche und was ich so leicht nicht noch einmal wiederfinden werde. Das erklärt Ihnen, weshalb ich mich nicht einen Moment besonnen. Ich würde gestern abend mit Ihnen gesprochen haben, wären Sie nicht unversehens mit Ihrer Frau Mama aus dem Saale verschwunden.“

„Wenn Sie mich schon nach drei Stunden so vollständig durch und durch erkannt, werde

ich Ihnen wenig Kurzweil für ein ganzes langes Leben bieten können."

„Kurzweil ist es nicht, was ich bei Ihnen suche, mein Fräulein. Weiß Gott, es ist etwas anderes. Sehen Sie, ein Bauer heiratet eine Frau, die für ihn arbeiten kann, die ihm Geldeswert repräsentiert. Ein Müßiggänger heiratet eine Frau, bei der er Kurzweil findet. Ein Schöngeist heiratet eine Frau, die ihn versteht, mag sie noch so einfältig an Geist sein, mag sie noch so wenig von der Welt verstehen, wenn sie nur ihn versteht. Er beansprucht einen durchaus nur relativen Wert bei seiner Frau, er sucht nur die Erhöhung der eigenen Persönlichkeit; sie muß ihn anbeten. Das alles sind Egoisten zweiten Ranges. — Wer da weiß, was eine Frau als Frau ist, was eine Frau in dieser Welt sein kann, der sucht sich das Herrlichste aus, was das Leben hervorbringen kann, um es sein eigen zu nennen; der sucht keine Frau, die zu ihm in irgend relativen Beziehungen steht, sondern die selber etwas ist: Entfaltung, Pracht, Größe, große Ansprüche und große Empfindungen, die Fähigkeit, in hohem Maße

glücklich zu sein. Dann ist er seines eigenen Glückes gewiß. — Es beklagen sich so viele Menschen darüber, daß ihnen kein großes überwältigendes Glück zuteil wird, und wissen nicht, daß sie nur zu klein sind, um ein solches Glück im besten Fall empfinden zu können. Es gibt so viele Männer, die eine häßliche Frau einer schönen vorziehen, nicht aus Irrtum, aus Unwissenheit, sondern weil ihnen die Schönheit ein Greuel ist. Werden Sie, mein Fräulein, jemals Achtung vor einem Manne mit bescheidenen Ansprüchen hegen? — Sie kennen sich selber. Würden Sie jemals einen Mann lieben können, der sich mit weniger begnügt, als Sie selber sind?“

„Aber woher wissen Sie denn, daß ich all jene schönen, großen Eigenschaften besitze, von denen Sie vorhin gesprochen haben?“

„Das will ich Ihnen erklären, wenn Sie mir für einen Moment Ihre Aufmerksamkeit schenken. Es wird mich niemand besser begreifen als Sie. — Wenn Sie hinter jemandem hergehen, nachts, wenn es stockdunkel ist, meintwegen bei Nebel und Regenwetter, und der

Jemand vor Ihnen trägt einen Mantel bis auf die Füße, so daß keine Linie seiner Figur genau zu erkennen ist, so bleibt Ihnen immer noch etwas, wonach Sie den ganzen Menschen beurteilen können . . ."

„Seine Gangart!"

„Gewiß. Woher wissen Sie das?"

„Ich glaube nicht daran. — Aber es bleibt wenigstens nichts anderes."

„Sie werden daran glauben lernen, mein Fräulein. Der Gang eines Menschen ist nichts Zufälliges. Er ist aufs engste bedingt durch die Art und Weise, wie sein Körper gebaut ist. Und wenn man bei Ihrer Art sich zu kleiden den Körper eines Weibes niemals beurteilen kann, solange es ruhig vor einem steht, so sieht man sofort die präzisesten Proportionen und Konturen, wenn es sich drei Schritte vom Platze bewegt. Aber kehren wir zu jener nächtlichen Erscheinung zurück. Der Gang eines Menschen hat seinen Rhythmus, der sich in Worten nicht erklären, der sich nur empfinden läßt. Aus diesem Rhythmus gelingt es Ihnen bei einiger Übung mit Leichtigkeit, den ganzen Körper zu

konstruieren. Sie wissen mit vollster Bestimmtheit, ob eine Renaissance-Figur, eine Rokoko-Figur, eine klassische Figur oder eine Figur *fin de siècle* vor Ihnen hergeht. Sehr wesentlich dabei ist, ob die Bewegungslinie, vom Ohrläppchen bis zur Ferse hinunter als gleichmäßige Welle verläuft oder über der Hüfte abbricht. Wenn sie über die Hüfte abbricht, haben Sie keine einheitliche Natur vor sich, und es läßt sich das durch den faltenreichsten Mantel hindurch feststellen. — Wenn Sie sich nun über den Körper völlig klar geworden, denken Sie sich den entsprechenden Gesichtsausdruck hinzu, vor allem den Mund und die Nase. Man kann in der That aus dem Schritt einer Dame eruieren, ob sie eine Stumpfnase oder eine gebogene Nase, ob sie volle Lippen oder schmale Lippen hat. Und dann wissen Sie auch schon mit voller Bestimmtheit, ob die Dame, wenn sie Sie kenne, Sie verstehen und lieben würde oder nicht; ob die Dame Ihr Fall wäre, ob Sie sie lieben würden oder nicht. — Aus alledem erkennen Sie nicht, ob eine Prinzessin oder eine Bettlerin, eine Köchin oder eine Millionärin vor

Ihnen hergeht, aber den Schlag des Menschen erkennen Sie daraus, äußerlich wie innerlich, und wissen dann, ob Sie es mit einer freien oder beschränkten, einer reichen oder einer armen Natur zu tun haben. Und wenn Sie dann Ihre Schritte beschleunigen, wenn Sie dicht an der Person vorbeigehen und ihr ins Gesicht sehen, dann werden Sie in so und so vielen Fällen finden, daß Sie . . ."

„Sich getäuscht haben, mein Herr!“

„Daß ich mich getäuscht habe, mein Fräulein. Und dann weiß ich, daß ich an ein rasseloses Geschöpf geraten bin, das mich, ebenso wie hier, mein ganzes Leben hindurch täuschen, belügen und betrügen würde und bei dem für alle Liebesmüh nichts als Undank zu holen wäre; und ich gehe so rasch wie möglich meiner Wege. Denn von solchen Naturen, mein Fräulein, muß man sich fernhalten, mag man in der Welt anstreben, was man will; man wird immer nur Mißgeschick bei ihnen ernten. Die Sterne lügen nicht. Wo sie lügen, ist vor allem kein Himmel, sondern Teufelspuß. Das ist das Charakteristische bei Menschen, welche Rasse

besitzen, daß sie einheitlich sind in Seele und Leib, in Kopf und Gliedern, so daß sich aus einer Bewegung der Hand — wie Sie sie jetzt machen — das Gefühl im Herzen erraten läßt, daß sie aus einem Gedanken heraus geschaffen sind, daß sie Kunstwerke sind in dem Sinne, wie es jede große Kunstschöpfung sein soll. Ich würde mich ebenso in Sie, mein Fräulein, verliebt haben, wenn ich nur eine Bewegung Ihrer Hand oder Ihres Fußes gesehen, oder nur einen Brief von Ihnen zu Gesicht bekommen hätte, wie jetzt, wo ich Sie einen ganzen Abend lang beobachtet. Ich habe Sie gestern abend im Verkehr mit mindestens zwanzig verschiedenen Personen gesehen. Diese Menschen entziehen sich schließlich auch nicht meiner Beurteilung, und ich will Ihnen sagen, wenn Sie es wünschen, was Sie von jedem halten. Dann mögen Sie entscheiden, ob ich Ihre innere Natur, von der ich, wie Sie glauben, nichts ahne, richtig zu schätzen weiß oder nicht. Mir war jedenfalls jedes Ihrer Worte, das ich aus der Unterhaltung auffangen konnte, eine Bestätigung dessen, was mir Ihr königlicher Wuchs und die heroische Art

Ihrer Bewegung auf den ersten Blick offenbart."

"Hm, Liebe macht blind."

"Die Liebe macht blind; aber wen, mein Fräulein? — Einen Mann, der nie aus beschränkten Verhältnissen herausgekommen, der Welt und Menschen nicht kennt und eine freie Wahl getroffen zu haben glaubt, wo er nur einem animalischen Instinkte unterliegt. — Wenn unsereiner sich verliebt, dann weiß er warum; dessen können Sie gewiß sein, und ich bin gewiß, daß Sie stolz darauf sein werden, daß Sie nicht zu den engherzigen Frauennaturen gehören, die auf die Vergangenheit eines Mannes eifersüchtig sind. Sie würden sich selber beschämt fühlen, einen Mann zu heiraten, der nicht einmal imstande wäre, Ihren Wert an demjenigen anderer Frauen, die er kennen gelernt, zu messen. Geliebt habe ich nur Sie, mein Fräulein, lange schon ehe ich Sie kannte; ich wäre sonst wohl nicht sechsunddreißig Jahre alt geworden, ohne mich zu verheiraten. Wenige von Ihren Anbetern werden den nämlichen Vorzug für sich geltend machen können. — Und nun erlauben Sie mir

noch einen letzten Beweis dafür, wie hoch ich Sie schätze, und daß ich keineswegs blind bin und mich in Ihnen nicht täusche: Sie sind ein mutiges, entschlossenes Mädchen; das ist in Ihren Augen zu lesen. Da, wo Sie einmal das Richtige erkannt, da zaudern Sie auch nicht lange, mit Ihrer ganzen Person dafür einzustehen. Sie lieben es, Ihr Leben zu wagen. Das ängstliche Zuharren, sich nicht entscheiden können, guten Rat und Hilfe bei anderen suchen, ist nicht Ihre Sache . . ."

Fräulein Ellie, die einen Moment beide Hände vor dem Gesicht gehalten, erhob sich in ihrer ganzen Größe vom Sessel, schlang dem Besucher, der sich gleichfalls erhoben, ihren Arm um den Nacken und küßte ihn.

Das Spiel des Lebens war gewonnen.

Bei den Hallen

8. September. — Ich erwache gegen vier. Die Vorhänge sind noch zugezogen. Es ist stockfinster im Zimmer. Ich zünde die Lichter an und stehe allmählich auf. Ich fühle mich von den gestrigen Strapazen wie neugeboren; eine eigenthümliche Beweglichkeit in den Gelenken, den Kopf frei und den Körper um zwanzig Pfund leichter. Ich fühle mein spezifisches Gewicht...

Wie ich auf die Straße trete, spielt die Abendsonne in den obersten Fensterscheiben. Ich gehe in mein kleines Restaurant, kaufe mir unterm Odeon Maeterlincks *Princesse Malaine* und lese sie im Café auf einen Zug durch. — Hätte er seinen Geistern etwas mehr Fleisch

gegeben, sie wären wohl auch länger am Leben geblieben. — Ich diniere im Palais Royal und arbeite zu Hause bis Mitternacht.

Wie ich um zwei Uhr aus der Brasserie Pont-Neuf komme, geht ein Mädchen in fliegendem Radmantel vor mir her; das erinnert mich an Marie Louise; aber sie ist es nicht.

Ich gehe zu Bovy im unbewußten Bedürfnis, etwas über Raimonde zu erfahren. Das einzig bekannte Gesicht in der kleinen Bude ist Marie Louise. Sie bittet mich um ein Glas Milch und erzählt mir, es habe sich gestern ein Mädchen im Café d'Harcourt auf der Terrasse mit Sublimat vergiftet. Raimonde sei noch im Quartier. Sie sei dans la purée. Sie habe vierzigtausend franken Schulden. — Das erfüllt mich mit ungeheurer Genugthuung.

Ich frage sie, ob sie noch Morphium nehme. Nein, schon lange nicht mehr. Sie schlägt ihren Radmantel auseinander und macht mich darauf aufmerksam, daß sie von ihrer Last befreit ist. Sie war ihrer Fehlgeburt wegen drei Wochen im Spital; dabei hat man ihr das Morphium abgewöhnt. Sie sieht auch in der That um

vieles besser aus. Sie schminkt sich nicht mehr, schläft des Nachts wie ein Kind und ist beim Erwachen von keinen düsteren Gedanken mehr heimgesucht. Vor dem Einschlafen liest sie immer noch im Bett. Sie liest jetzt „La faute de l'Abbé Mouret“. Sie hätte sich nie gedacht, daß Zola ein so hübsches Buch schreiben könne. Sie hat vorher den „Assomoir“ angefangen, aber sie findet ihn geschmacklos und langweilig. So etwas könne sie auch noch schreiben, wenn sie die nötige Zeit hätte!

Derweil drängt sich ein Mädchen an mich heran, dem ich vor einem halben Jahr einmal einen Louisdor gegeben. Ich weiß nicht mehr, wie sie heißt. Damals war sie in Schwarz; jetzt trägt sie ein nagelneues helles Kleid mit blauseidenem Einsatz! Ich hatte ihr eines meiner feingeblühten Hemden gegeben, darauf nahm sie ein Buch zur Hand „La Fille Elisa“ von Edmond de Goncourt, das mir die kleine Germaine geliehen, las es bis zum lichten Morgen durch und lief davon. Das Hemd hätte sie auch gern mitgenommen. Ich muß ihr versprochen haben, ihr statt dessen einen Brillantring zu schenken.

Sie hat ein rundes bleiches Gesichtchen mit vollen Wangen und hübschem Kinn, ein feines Stumpfnäschen, blühende Lippen, nach außen emporgezogene schmale Brauen und ein ungemein sympathisches, feuchtschwarzes Augenpaar.

Da sie äußerst elegant gekleidet ist und blinkende gelbe Glacés trägt, setze ich voraus, daß sie auch persönlich gewonnen hat. Sie wohnt auch nicht mehr Hotel Voltaire in der Rue de Seine, sondern in der Rue St. Sulpice im ersten Stock.

Ich frage sie, ob sie etwas trinken wolle.
— Nein, sie habe keinen Durst.

Ich habe in meinem Leben kein so nettes behagliches Zimmerchen gesehen.

Es ist mit gelbem, feingeblümtem Kattun austapeziert, als wäre mein Nachthemd von damals dazu verwendet worden. Aus dem nämlichen Stoff sind die enormen Bettgardinen, die das halbe Gemach einnehmen.

Das Mädchen in seinem korngelben hübschen Kleid mit dem blauen Einsatz paßt so ausgezeichnet in dieses niedliche Etui, daß ich mich in dem kleinen Raum zwischen Tür und Fenster

von allem, von der Welt, von Sünde, von Verschwendung, Gefahr und Pflichten durch Ättherfernen getrennt fühle.

Sie fragt mich, ob ich gern eine Chartreuse trinke, nimmt ein geschliffenes Flacon vom Kamin und füllt zwei Gläschen.

Die Chartreuse hatte die Farbe von flüssigem Gold und rinnt auch so ungefähr durch die Ädern. Dabei sprechen wir über ihre „Kolegiinnen“.

Ob Lulu und Nini sich lieben, wisse sie nicht; es sei möglich, warum nicht. Lulu wohne zwar in ihren eigenen Möbeln, es sei aber nur ein ganz kleines Loch, ein einziges Zimmer, in dem sie ihre paar Möbel aufgestellt. Dabei sage sie jedermann, dem sie begegnet, sie wohne in ihren eigenen Möbeln. Lulu sei entschieden die Dominierende, die Intelligenz, während Nini den Pudel machen müsse und nur mit denjenigen Herren gehen dürfe, die ihr Lulu erlaube. — Ob ich Lulu denn kenne?

Ich sage nein und füge unvorsichtigerweise hinzu, es sei meine Schuld nicht.

Darauf kommt die Rede auf Raimonde.

Ja, das sei einel — Sie hat mich in jener denkwürdigen Nacht mit ihr au grand Comptoir gesehen. — Auf wieviel einen denn die wohl zu stehen komme?

Um meine Unvorsichtigkeit mit Lulu wieder gut zu machen, sage ich auf — fünfzehn Franks.

Pas plus que ça?

Nein. Sie habe noch darum winseln müssen.

Wie mir denn Raimonde gefalle?

Ich schüttle ernst den Kopf und sage: C'est une belle femme!

Darauf zählt sie mir Raimondes sämtliche Geliebten her — la grande Zusanne, die kleine Lucie, die damals mit uns au grand Comptoir war, die hübsche Lucienne, die mit uns zusammen bei Barrat war usw. usw. — sie begreife es nicht, wie man sich mit einem Mädchen schlafen legen könne!

Ich sage, sie werde sich wohl einen Geliebten halten.

Oh là là! Es seien die Freunde von andern Mädchen, die zu ihr kämen, um das Geld, was die Mädchen ihnen geben, mit ihr durchzubringen. Daher kenne sie

es. Nein, sie möchte in ihrem Leben keinen Geliebten.

Ich sage, es sei doch schön, einen zu haben, der einem ganz gehöre, mit dem man nicht handeln müsse, dem man Gutes tun und dem man sich nur aus Liebe geben könne.

Sie lacht hell auf. Es seien ja die Männer, die die Frauen, von denen sie Geld hätten, beherrschen. Die Frauen lägen ja vor ihnen auf dem Fußboden. Es seien ja nur Sklavinnen.

Während wir so sprechen, sehe ich ein Kartenspiel auf dem Tisch. Ich frage sie, ob sie die Karten schlage; sie fragt mich, ob sie sie mir schlagen solle — *dire la bonne aventure*, die Prozedur nimmt eine gute halbe Stunde in Anspruch. Wir nehmen einander gegenüber Platz, und sie erzählt mir viel von meiner Mutter, von meinen beiden Schwestern, von einem Haufen Gold, den ich von einem blonden Herrn erhalten werde, in dem ich sofort meinen Verleger erkenne.

... eine Stunde später wird meine Ungebetete plötzlich munter und meint, wir könnten noch ein wenig zu den Hallen gehen, un peu

vadrouiller. Es sei so warm draußen und so eng hier im Zimmer. — Meine Einwendungen helfen nicht viel. Ich erhebe mich mit Ach und Krach, wir trinken rasch noch eine Chartreuse und schlendern durch die graue Morgendämmerung über den Pont-Neuf den Hallen zu. Sie möchte nur gerne eine Soupe au fromage essen au grand Comptoir. Es werde jedenfalls große Gesellschaft da sein.

Es ist weder Musik noch Gesellschaft da. Im hintern Lokal sitzen einige vereinsamte Grisetten. Meine Schöne bestellt die Suppe, ich eine Flasche Wein, und wir essen schweigend in uns hinein. Darauf kommt der Kellner: Des écrivisses? Une douzaine de Marennes? Un demi poulet? — Sie schüttelte dreimal den Kopf, und der Kellner geht. Das rührt mich fast bis zu Tränen. Ich rufe ihn zurück, er solle zwei Dutzend Austern bringen; und während wir sie schlürfen, sage ich, wir wollten dann zum Kaffee zu Barrat gehen.

Bei Barrat sind die Lampen schon ausgelöscht. Uns gegenüber sitzt die Musikgesellschaft und verzehrt ihr Souper. Meine Schöne fragt

nich, wie mir die Frau gefalle. Ich entgegne, sie habe nur zu sehr das Aussehen einer Kokotte. Darauf fragt sie mich, ob sie denn nicht das Aussehen einer Kokotte habe. Ich sage ihr eine Schmeichelei, worauf sie mich fragt, ob denn Raimonde nicht das Aussehen einer Kokotte habe? — Mais c'est une belle femme! sage ich, was sie mir zugesteht: „Tu l'aimes à la folie!“

Ich habe fünf oder sechs Tassen getrunken und möchte noch mehr. Aber hier ist mir der Kaffee zu teuer, die Portion kostet einen Frank. So mache ich den Vorschlag, wir wollten noch au Chien qui fume gehen. Sie kennt das Lokal nicht. Ich sage, es liege dicht in der Nähe. So pilgern wir im ersten Sonnenblick des Tages durch endlose Spaliere von Blumenkohl, von weißen und roten Rüben au Chien qui fume, klettern die Wendeltreppe zum Salon hinauf, setzen uns ans Fenster und haben das dichte Marktgewühl der Hallen unter unsern Augen. Wir kommen dahin überein, daß es nichts Schöneres auf Gottes Welt gibt als mitanzusehen, wie so recht gehörig gearbeitet wird.

Um unseren Betrachtungen im vollsten Maße

gerecht zu werden, bestelle ich statt des Kaffees wieder Mustern und eine Flasche recht kräftigen Wein dazu.

Der große Napoleon liefert den Stoff zur Unterhaltung. Mein kleiner Engel betet ihn an. Wenn sie ein Mann wäre, dann könnte sich Europa in acht nehmen! — Wir sprechen vom Herzog von Leuchtenberg, für dessen schöne Augen sie schwärmt, und ich schildere ihr das prachtvolle Grabmonument, das er in der Michaels-Kirche in München hat. Sie meint, er sei der Schwager Napoleons gewesen. Ich halte ihn für seinen Stieffohn. Wir sind beide unserer Sache nicht ganz sicher.

Sie hat kürzlich ein Buch gelesen, der Name des Autors ist ihr entfallen, das sämtliche Maitressen am französischen Hof, von Diane de Poitiers bis auf die schöne Theresie behandelt. So sprechen wir von der Dubarry, der Maintenon, Madame de Pompadour, Madame de Sévigné, Madame de Staël, von Adèle Courtois, von der Soubise, von Cora Pearl, Giulia Barucci, Anna Deslions und gelangen schließlich glücklich bei der Päpstin Johanna an.

Dann kommt die Rede auf kulinarische Genüsse, auf die verschiedenen Restaurants im Quartier und à l'autr' côté de l'Eau. Mit den kleinen Restaurants mit festen Preisen sei es nichts. Man bekomme zwar ein vollständiges Diner, aber werde nicht satt davon, wenn man arbeite. — Ich muß ihr recht geben. Ich habe die gleiche Erfahrung gemacht. — Ebenso wie ich kann sie nur grüne Gemüse verdauen. Von Spargeln abgesehen, zieht sie Brüsseler Kohl allen übrigen vor. Blumenkohl ist ihr zu fade. Es geht ihr wie mir. Wir sprechen von frischen Erdbeeren, von Ananas; wir werden allmählich ein Herz und eine Seele. Wie sie für einen Augenblick hinausgeht, bitte ich den Kellner, eine Flasche Pommery zu bringen.

Ein milder Sonnenschein liegt über den Hallen. Vor unserem Fenster wimmelt es wie ein Ameisenhaufen. Die hohen bunten Barrikaden aus Rüben und Blumenkohl sind schon verschwunden — vielleicht schon gegessen. Ich fühle mich unsagbar wohl.

Das Mädchen scheint mir aus guter Familie. Ich bemerke nichts an ihr, was dem nicht ent-

sprache. Sie setzt sich mir wieder gegenüber und hebt das Glas zum Mund, wie sie es in besserer Gesellschaft nicht besser könnte. Sie ist aus der Normandie, aus Falaise. Ich kenne das Nest zur Genüge, um sie kontrollieren zu können. Die Maison Tellier von Maupassant hat sie auch gelesen, aber lenkt das Gespräch davon ab. Sie sagt, sie habe in Falaise noch eine reiche verheiratete Schwester, die jeden Winter nach Paris komme, aber sie sähe sie nicht. Sie selber erwartet auch noch Geld, wenn sie volljährig geworden, einige dreißig- bis vierzigtausend franks. Sie werde sich jedenfalls sofort Toiletten kaufen und wohl in drei Monaten damit fertig sein. Vom geringsten Wunsch, sich bei der Gelegenheit wieder ins Privatleben zurückzuziehen, ist nichts zu entdecken. Sie sagt, sie passe nicht mehr dahin, nach Falaise, wo man abends um acht Uhr schlafen gehe und morgens um sieben Uhr aufstehe, wo man Sommer und Winter nicht ins Café gehe und das Jahr nicht eine Nacht vadrouillieren könne. Ich mache ihr den Vorschlag, wenn sie ihr Geld bekomme, mich zu ihrem speziellen

Freunde zu wählen. Ich mache sie auf meine Vorzüge aufmerksam, auf mein leichtes Gemüt und meine Übung im Verkehr mit Damen. Sie lacht und sagt, ich sei ja reicher als sie. Ich schüttle den Kopf, ich hätte keine dreißig- bis vierzigtausend Franken mehr zu erwarten. Gut denn, sie sei damit einverstanden, wenn ich das, was ich noch hätte, mit ihr durchbringen wolle; ich brauche es nur auf den Tisch zu legen. Ich ziehe vor, nicht darauf einzugehen, um meinen Kredit nicht zu schädigen.

Ich sehe nach der Uhr und sage mir, sie ist stehen geblieben. Ich frage den Kellner: Weiß Gott schon halb eins! Meine Schöne ist nicht weniger überrascht. Jetzt müssen wir doch notwendig noch dejeuneren.

Vor dem Spiegel will sie ihr Haar ordnen, aber sie sieht sich nicht. Der Spiegel ist von oben bis unten über und über mit Inschriften bedeckt; nicht so viel freier Raum, um eine Briefmarke darauf zu kleben. Dessenungeachtet bittet sie mich um einen Diamanten. Ich gebe ihr meinen Hemdknopf, aber er schreibt nicht. Ich sage, ich müsse ihn gelegentlich wieder schleifen lassen.

Der blendenden Sonne wegen gehen wir unter den Hallen durch und zwar über den Blumenmarkt. Rosen vom zartesten Schnee bis zur tiefsten Kohlenglut liegen zur Rechten und zur Linken haushoch aufgeschichtet. Ich ziehe gierig den betäubenden Duft in die Nase. Ich empfinde ihn als ein kräftiges Stärkungsmittel. Im Grand Comptoir herrscht angenehme Kühle. Der Kellner, der sich erinnert, uns vor zehn Stunden schon einmal gesehen zu haben, fällt vor Ehrfurcht auf den Bauch. Wir hegen beide das Bedürfnis nach etwas Erfrischem und dejeuneren mehr aus Pflichtgefühl. Wir einigen uns über ein Poulet-Mayonnaise, eine riesige Schüssel Salat, einen Korb voll Pfirsiche und saftiger Birnen und einen leichten Weißwein. Den Kaffee werden wir im Quartier einnehmen.

Mit den appetitlichsten Fingern einen Pfirsich schälend fragt mich meine Schöne, wie sie denn nun eigentlich aussehe. Ich sage natürlich: Bezaubernd. Sie sieht ein ganz klein wenig nach dem Seziersaal aus. Der feuchte Glanz ihrer Augen ist indessen noch der nämliche und,

was mich nicht weiter überrascht, auch das blühende Rot ihrer Lippen.

„Du hast etwas Karmin aufgelegt?“

„Nein, das ist echt. Ich habe immer solche Lippen.“ — Und sie beweist es mir, indem sie sie mit aller Energie mit dem feuchten Taschentuch reibt. Das braucht sie gerade nicht blasser zu machen, denk ich mir, aber was liegt denn daran.

Im offenen Gießer fahren wir über den Pont St. Michel ins Quartier zurück. Paris zeigt sich uns in seinem schönsten Glanz; oder bin ich vielleicht außergewöhnlich dafür empfänglich? Die glitzernde blaue Seine mit ihren unzähligen Dampfsschwalben, ihren dunklen Bugfierschiffen, ihren langen weißen schimmernden Rähnen, die Bäume auf dem Boulevard, deren letztes Grün in der warmen Mittagsluft zittert, in deren Zweigen da und dort noch bunte Serpentinaen vom lehtjährlgen Karneval baumeln — alles trägt dazu bei, meine Stimmung zu erhöhen, und scheint mir vom lieben Gott auch nur dazu geschaffen zu sein.

Im Café de la Source schlägt mir meine

Angebetete eine Partie Petits paquets vor. Sie gewinnt eine Kleinigkeit, die ich ihr in zwei Taillen wieder abnehme. Darauf gewinnt sie fünf franks, bricht das Spiel ab und dringt auf Bezahlung. Ich vertröste sie auf übermorgen; da sie aber nicht nachläßt, rücke ich schließlich, in der Erwägung, daß für sie, umgekehrt wie für mich, Zeit Geld ist, damit heraus, unter der Bedingung, daß sie mir im Café Vachette noch einen Kaffee bezahlt. Ich habe tatsächlich keinen Sou mehr in der Tasche.

Wir schlendern ins Café Vachette. Der Kellner, der mich hier täglich in meiner einsamen Ecke sitzen sieht, fragt mich mit verdoppelter Höflichkeit, was gefällig sei. Ich verweise ihn an Madame. Madame fühlt sich in ungeheurer Verlegenheit. Sie stammelt mit niedergeschlagenen Augen: „Zwei Kaffee.“ — „Mit Kognak?“ fragt mich der Kellner. — Das hänge von Madame ab. — „Mit Kognak, natürlich!“ beeilt sich Madame zu bemerken.

Wir fühlen uns beide etwas abgeschlagen. Nachdem ich ausgetrunken, bitte ich sie, mir noch einen zu bezahlen. Die fünf frank hält

sie in der Hand; sie hat sie noch nicht eingesteckt, und wie der Kellner vorbeikommt, bestellt sie noch einen Kaffee für mich.

Es ist halb vier. Ich habe nicht mehr viel Zeit übrig. Wir gehen zusammen zum Carrefour de l'Odéon, dort trennen wir uns. Ich sehe ihr noch eine Weile nach. Wie sie mit ihrem leichten elastischen Schritt um die Ecke von St. Sulpice biegt, fällt mir ein, daß ich vergessen habe, sie nach ihrem Namen zu fragen. Ich gehe in mein Hotel, ziehe die Gardinen zu und lege mich angekleidet aufs Bett. — — —

Wie ich diese Zeilen wieder durchlese, fällt mir etwas an ihnen auf. Das ist das Eigentümliche an Tagebuchblättern, wenn sie echt sind, daß sie keine Ereignisse enthalten. Sobald die Ereignisse ins Leben eingreifen, verlieren sich Freude, Interesse und Zeit für das Tagebuch, und der Mensch findet die spontane Naivetät des Kindes oder des Tieres in seiner Wildnis wieder.

Ich langweile mich

(1883)

9. Februar. Ich langweile mich so entsetzlich, daß ich wieder meine Zuflucht zu meinem Tagebuch nehme, das ich seit zehn Monaten nicht mehr weitergeführt habe. Zu Tisch kommt Wilhelmine, und wie Karl und ich sie den Schloßberg hinunterbegleiten, überlege ich mir, wie es am besten anzufangen wäre, sie für den Winter zum Austausch von Zärtlichkeiten zu bewegen. Sie ist in der That ganz reizend geworden, ihre schwarzen Augen, ihr hübsches Köpfchen, die hübschen vollen Arme, mit denen sie nach Herzenslust prahlt. Sie steht offenbar erst jetzt, wiewohl schon siebenundzwanzig Jahr alt, in ihrer vollen Blüte.

12. Februar. Wilhelmine läßt mir sagen,

ich möchte sie zur Eisbahn abholen und daß sie bis über die Ohren verliebt sei. Wie ich eintrete in ihr Boudoir, drückt sie mir eine Photographie in Kabinetformat in die Hände das sei er. Während ich ihn mir betrachte, pflanzt sie sich mit dem Album in der Hand vor mir auf und rezitiert mir mit haarsträubenden Gebärden einige Knittel, die sie an ihn gerichtet. Auf der Eisbahn, während wir Hand in Hand Schlittschuh laufen, zieht sie die Photographie wieder aus der Tasche, beliehüngelt sie und verliert alle zehn Schritt einen Schlittschuh. Das nämliche Spiel vollzieht sich während des Heimweges. Auf meiner Stube bedeckt sie das Bild mit Küffen und läßt es von oben nach unten und von unten nach oben langsam aus der Enveloppe gleiten, um die verschiedenen Reize gradatim und detailliert genießen zu können. Nur vier Wochen möchte sie mit ihm zusammen reisen können; er ist nämlich ein berühmter Tenor. Für ein halbes Jahr mit ihm gäbe sie gern ihr ganzes übriges Leben hin. Ich kann es ihr nicht verdenken; ihr Leben war bis jetzt ziemlich eintönig und

freudlos und wird es voraussichtlich auch in Zukunft sein. Während wir vierhändig spielen, drückt sie bei jeder Viertelspause einen Kuß auf die angebeteten Züge. Nach Schluß der Etüde verfällt sie in absolute Agonie, sinkt in der Sofaecke zusammen und läßt sich ohne das geringste Widerstreben von mir liebkosen. Nur hin und wieder stammelt sie mit ersterbender Stimme: „Ach, du bist so unappetitlich, so unappetitlich! —

Gott segne dich, göttlicher Tenor. So freilich hatte ich mir die Entwicklung nicht vorgestellt. Ich scheine mich nicht mehr so fürchterlich langweilen zu sollen.

13. Februar. Wilhelmine empfängt mich mit offenen Armen. Sie hätte am Abend ihre Arie nicht singen können, wenn ich sie nicht vorher in Stimmung versetzt hätte. Der Cäcilienverein will nämlich den „Waffenschmied“ aufführen. Sie behauptet, ich hätte zu weiche, weibliche Lippen. Ich alter Schafskopf erefutiere meine alten probaten Komödien. Sie besteht übrigens darauf, daß von Liebe zwischen uns nicht die Rede sein könne. Mir ist es furcht-

bar gleichgültig, wovon die Rede ist. Wenn ihr Mund nur zum Sprechen da wäre, würde ich ihn ihr zunähen. Der Wolfenbruch ihrer Gefühle läßt mich zu keinem Angriff gelangen. Ich liebe den Ernst und die Ruhe, wenn es sich um Vergnügungen handelt. Nach zehn Minuten erklärt sie sich Gott sei dank für gesättigt. Sie hat auch schon ein Gedicht an mich gemacht, das indessen trotzdem von Liebe handelt. Sie beherrscht offenbar die Sprache nicht genug, um das Wort zu vermeiden. Darauf erzählt sie mir, wie und wo sie küssen gelernt habe, eine langweilige larmoyante Geschichte ohne Höhen und Tiefen, aus der ich aber die Überzeugung gewinne, daß sie ihren Mädchenamen noch mit voller Berechtigung führt. Plötzlich fragt sie mich, wo ich es gelernt habe, aber ich hülle mich, so unerwartet überrascht, in düsteres Schweigen, indem ich mich meiner Lehrerin, der guten alten Tante Helene, herzlich schäme.

16. Februar. Nach Tisch gehe ich, um Wilhelmine zum Abendbrot abzuholen. Sie sagt, von heute ab müsse alles zwischen uns aufhören. Ich entgegnete, ich hätte ja noch gar nicht angefangen,

ob sie ungeduldig sei, mir eile es durchaus nicht. Sie hat nicht weniger als sechs Gedichte gemacht, die ihren Entschluß variieren. Sie holt ihren Revolver, drückt mich ins Sofa, stemmt mir das Kinn gegen die Brust und ließt mir, den gespannten Revolver gegen meine Stirn gerichtet, ihre Gedichte vor. Zitternd an allen Gliedern, bitte ich sie, aufzuhören. Plötzlich wirft sie mir ein weißseidenes Tuch über den Kopf, fällt mir um den Hals und küßt mich durch das Tuch, gerät dann über sich selbst in Wut und wirft mir ihren Pantoffel ins Gesicht. Darauf beschwört sie mich, ich möchte auch einmal ein Gedicht an sie machen. Ich schreibe drei kurze Strophen zusammen, in denen ich aber Brodem auf Sodom reime, wodurch sie tief beleidigt ist.

Abends auf dem Söller in der Fensterbank steht sie mir, sie habe nur einmal schmecken wollen, wie die Liebe tue, und sei an der Angel hängen geblieben. Ubrigens wolle sie aufhören, bevor sie beiseite gelegt werde. Dann verlangt sie auch von mir volle Aufrichtigkeit. Ich frage sie, ob sie wisse, was das Entsetzlichste im Leben

sei. Sie antwortet: Begierde ohne Befriedigung. Ich schüttle den Kopf; ich flüstere ihr ins Ohr: Langeweile! — Sie empfindet tiefes Mitleid mit mir.

Beim Souper wird die Frage aufgeworfen, ob der Weg zu den Lippen durchs Herz, oder ob der Weg zum Herzen über die Lippen gehe. Die Meinungen sind sehr geteilt, und die Diskussion wird lebhaft. Meine Mutter verteidigt den Weg durchs Herz; Wilhelmine spricht mit aller Entschiedenheit für den Weg über die Lippen. Karl, der seit acht Tagen von früh bis spät Holz spaltet, um seine Nerven zu beruhigen, meint, der Weg zum Herzen führe nicht über die Lippen, sondern durch die Ohren, und der Weg über die Lippen führe nicht zum Herzen, sondern in den Magen. Wilhelmine will mein Gedicht zum besten geben, kommt aber nicht dazu, da sie es in ihrem Busen verwahrt hält. Meine Mutter meint, wir seien ja unter uns, aber meine Teure entgegnet, es sitze zu tief. Bei diesen Worten schlägt Karl errötend die Augen nieder.

Nach dem Souper zünden Karl und ich im

Saal eine große Reisswelle im Kamin an. Darauf holen wir vom Estrich über den Verließ den Koffer mit den türkischen Kleidern. Als wir ihn über den Hof tragen, schlagen die hellen Funken aus dem Schornstein über dem Saal und verlieren sich oben in den Sternen. Karl meint, wenn das Dach Feuer fange, hätten wir nicht einmal Wasser, da der Weiher zugefroren sei. Ich beruhige ihn; was es denn schaden würde, wenn das ganze Schloß in Flammen aufginge; die Herrlichkeit dauere ja doch nicht mehr lange.

Im Saal kostümiert sich die ganze Gesellschaft türkisch. Meine Mutter trägt einen bis zur Erde reichenden Mantel aus Genueser Sammet mit goldenen Borten. Darin tanzt sie mit unvergleichlicher Verve und Biegsamkeit eine Samaqueca auf dem Smyrnateppich. Wilhelmine, Karl, die beiden Kleinen und ich sitzen auf Sofakissen um sie herum und trinken Kaffee. Karl spielt die Handharmonika, und ich begleite ihn auf der Gitarre. Darauf tanzen Gretchen und Elsa ein Pas de deux, das ihnen meine Mutter einstudiert hat. Dann erzählt sie von

ihren einstigen Bühnenerlebnissen in San Francisco, in Valparaiso, von dem Leben auf dem Haciendas und von ihrem ersten Mann, der am Schluß jedes Konzertes schon immer alles wieder verspielt hatte, was er beim Beginn an der Kasse eingenommen. Er sollte nicht weniger als dreimal in seinem Leben erschossen werden, einmal bei einem Aufstand in Venezuela, einmal bei der Kommune und zum letztenmal im russisch-türkischen Krieg. Gegenwärtig fungiert er als Zeremonienmeister im Palais de Glace in Paris. Ich freue mich unendlich darauf, ihn kennen zu lernen. Plötzlich entdeckt Gretchen mit ihrem alles durchdringenden Blick einen blutroten Flecken an meinem Hals. Es wird mir schwer, das Lachen zu verbeißen. Als ich Wilhelmine den Berg hinunter begleite, bringe ich ihr, um sie zu trösten, auf allerhand Schleichwegen bei, daß sie nicht die einzige sei, sondern nur eine Repräsentantin; daß das gerade für mich das Interessante sei, sie in erster Linie als Typus und dann erst als Individuum zu betrachten. Ich sage ihr, die Menschen glaubten so häufig, die einzigen in ihrer Art zu sein, so

auch die Männer, wenn sie an eingebildeten Krankheiten litten. Würden sie sich vergegenwärtigen, daß das fast jedermann begegnet, so wäre die Krankheit schon geheilt.

17. Februar. Zwischen zwei und drei Uhr gehe ich zu Wilhelmine. Ihre Schwester ist zu Hause. Als sie endlich in ihren Frauenverein geht, sehen wir beide ihr mit Gefallen zum Fenster hinaus nach. Es gibt Menschen, die man lieber von hinten als von vorne sieht, die von vorne gesehen Schmerz, von hinten gesehen Freude verursachen. Ich erkläre Wilhelmine, das sei der Grund der griechischen Liebe. Sie begreift nicht, wie ein so auf das alleräußerlichste gerichteter Geist, wie ich, überhaupt nur über eine so ernste Frage nachdenken könne. Dann sprechen wir über Zylinderhüte. Wenn ich sie völlig abkühlen wolle, dann brauche ich nur im Zylinder zu ihr zu kommen. Wir wollten uns im Künstlerhut trauen und im Zylinder scheiden lassen. Beim Abschied bittet sie mich, wenn ich nur einen Funken Gefühl für sie habe, solle ich bis morgen ein Gedicht an sie machen. Wir wollten zusammen nach Arau

fahren, und ich sollte es ihr im Bahncoupé vorlesen. Gretchen kommt, um ihre Klavierstunde zu nehmen. Wilhelmine schiebt mich lautlos ins Nebenzimmer, würgt mich, daß ich blau und rot werde und kehrt mit der mütterlichen Ruhe einer Madonna ins Musikzimmer zurück, während ich mich auf den Fehenspitzen zum Haus hinausschleiche.

Nach dem Souper durchsuche ich meine sämtlichen Gedichte, kann aber nichts Passendes finden. Ich strecke mich der Länge nach auf den Diwan, aber es gelingt mir nicht, meine Gedanken auf sie zu konzentrieren. Ich schlafe ein.

18. Februar. Der große Tag. Nach Tisch stecke ich einen leeren Bogen Papier zu mir, in der Hoffnung, daß mir auf dem Weg den Berg hinunter noch etwas einfällt. Auf dem Bahnhof stürzt mir Wilhelmine entgegen, wo mein Gedicht sei. Ich sage, ich könne es ihr hier nicht vorlesen, und führe sie zu einer abgelegenen Bank in den Anlagen. Dort überreiche ich ihr den zusammengelegten Bogen, den sie mit vor Stolz und Freude strahlendem Gesicht entfaltet. Als sie nichts darauf geschrieben findet, sage ich,

ich müsse die beiden Blätter zu Hause verwechseln haben. Sie gibt mir mit zornfunkelnden Augen eine Ohrfeige. Gott sei Dank fährt gleich darauf der Zug herein. Im Coupé küsse ich ihr ununterbrochen die Hand und versichere sie meiner aufrichtigen Liebe. In Marau gelingt es mir bei einem Glase Bier im Gasthaus „Zum wilden Mann“ ihre Nerven völlig zu beruhigen. Auf der Rückfahrt sitzen wir im ersten Wagen hinter der Lokomotive, und das Coupé liegt direkt über der Wagenachse. Wir werden bei der ersten Weiche von den Polstern emporgeschleudert, und ich halte sie in den Armen, geradeso wie vor drei Jahren auf der nämlichen Strecke, in dem nämlichen Coupé vielleicht, die rotlockige kleine Delila. Es war im letzten Jahr, da ich in Marau das Gymnasium besuchte; und wir, Delila und ich, fuhren jeden Morgen zusammen zur Schule und abends wieder zurück. Morgens überhörten wir uns gegenseitig unsere Arbeiten, und abends rauchten wir zusammen Zigaretten. Jetzt ist sie irgendwo Lehrerin und erzieht die kleinen Mädchen zur Tugend und Sittsamkeit. Der Unterschied ist

immerhin ein bedeutender. Dort selige Hingabe, hier immer noch ängstliche Verschämtheit. Aber hier und dort die nämlichen läppischen Zwischenbemerkungen. Trotz der trüben flackernden Beleuchtung sehe ich den Flaum auf der Wange, dazwischen einige Leberflecke und neben dem Auge zwei Runzeln, alles wie unter dem Mikroskop in fünfhundertfacher Vergrößerung. Und ich frage mich, ob wohl der zarteste Teint in solcher Nähe standhält. Ich suche keine weitere Unterhaltung mehr anzuknüpfen, indem ich sie zur Genüge mit sich selber beschäftigt sehe, und bringe sie unter absolutem Stillschweigen nach Hause.

19. Februar. Zu Tisch kommt Wilhelmine, hält darauf auf meinem Diwan Siesta und versinkt sofort in tiefen Schlaf. Beim Erwachen erklärt sie mir, sie sei einerseits zu jung und anderseits zu alt für mich; ich müsse eigentlich zwei Frauen haben, eine von sechzehn und eine andere von sechsundvierzig Jahren. Darauf bittet sie mich, zu ihrer Schwester, der Frau Gerichtspräsidentin, zu gehen und ihr zu sagen, daß sie, Wilhelmine, morgen nicht in das Kaffee-

fränzchen kommen könne, da sie beim Stadtschreiber eine Klavierstunde zu geben habe. Unter fortwährenden Wonneshauern gehe ich darauf zum Gerichtspräsidenten. Ich klopfe an, Elisabeth öffnet und reicht mir freundlich die Hand. Das genügt, um mich für den ganzen Abend zum aufrichtigsten Ehestandskandidaten zu machen. Elisabeth ist fünfzehn Jahr alt, ein klein wenig plump, mit der strotzenden Büste und den wonnigen Hüften, wie sie diesem Alter manchmal eigen sind. Sie hat weder kleine Hände noch kleine Füße, aber einen angenehmen, ernstgemessenen Gang. Ihre Züge sind voll und blühend, wenn auch etwas scheu, die großen, dunkelblauen Augen blond, wenn auch etwas düster umrahmt. Ihr Anblick verwirrt mich, und ich muß bereuen, ihr nicht ein freundliches Wort gesagt zu haben. Ihre Mutter empfängt mich im Salon. Es macht einen eigentümlichen Eindruck auf mich, dieses Haus, das ich nicht mehr betreten, seit es eben gebaut war, nun so vollständig durchwohnt zu finden. Die jüngeren Brüder toben ums Haus herum, mit Wegfahren eines großen Aschen-

hausens beschäftigt. Die Mutter erzählt mir mit Behagen und Stolz von ihrem Manne. Der Alte tritt ein und kneift seine Frau immer noch zur Begrüßung in den Arm. Auf dem Heimweg träume ich aufs lebhafteste davon, das hübsche kleine Tier bald möglichst zu heiraten, sie in die große Welt hinauszuführen, auf Reisen und Abenteuer, in unserem Schloß uns ein herrliches Buen-Retiro wählend. Ich träume mir den ehrenfesten Gerichtspräsidenten als Schwiegerpapa, ich träume mir die Elisabeth als Gattin, als Mutter, als Matrone an meiner Seite im Kreis einer Schar kräftiger Kinder und Kindesfinder.

1. März. Bei leichtem Schneefall führe ich Wilhelmine die Straße nach Seon hinaus und in den Wald hinein, wo sie in den frischen Fußstapfen ihres Vaters zu wandeln glaubt, der um Mittag auf die Jagd gegangen ist. Die feierliche Stille, der Friede der toten Natur begeistern uns zu endlosen Liebesgesprächen. Wäre ich Maler, ich würde sie heute heiraten. Für den Schriftsteller wäre die Ehe ein Verderb. Wenn ich gar aus Liebe heiratete, mich

mit der Welt ausföhnte, dann könnte ich mich nur gleich begraben lassen. Sie sehnt sich darnach, noch einmal recht innig zu lieben, aber nicht jetzt, später, so spät wie möglich. Sie behauptet, wenn ich jetzt auch wollte, sie würde gar nicht einschlagen. Darauf beginne ich aus voller Brust zu renommieren. Eine halbe Stunde nur, nur der Weg von hier bis nach Hause, und sie wäre bis zum Wahnsinn in mich verliebt. Sie schluchzt abgewandt in ihr Taschentuch. Ich sage, ich brauchte nur dem Idealismus die Flügel schießen zu lassen; es würde um so unfehlbarer auf sie wirken, da sie mich nur als Müßiggänger kenne. Sie bittet mich, sie nach Hause zu bringen. Sehr gestärkt kehre ich zurück. Zu Hause ist alles still. Ich lege mich früh zu Bett und sehne mich nach Paris.

9. März. Wilhelmine predigt Moral, sie fühle, sie habe eingebüßt, sie sei nicht mit sich einig, sie sage sich dann und wann, es sei unrecht. Sie fährt freudig auf und fragt mich auf Ehre und Gewissen, was sie mir sei. — Wozu sie das wissen wolle? — Das könne

mir gleich sein. — Ich sage, ich könne sie ja auch anlügen. — Sie läßt den Kopf sinken: das sei eben das Traurige; damit behalte ich immer die Oberhand. — Ich frage sie, warum sie denn so plötzlich aufgefahren sei; wozu sie überhaupt gefragt habe? — Sie sagt, sie würde sich freier fühlen, wenn sie Gewißheit habe. — Ich sage: Gesezt den Fall, sie sei mir nur Spielzeug. — Sie sieht über mich weg: Ich sei ihr eine angenehme Unterhaltung gewesen. — Vielleicht auch eine Fundgrube, eine Art Konversationslexikon? — An ihr, sagt sie, hätte ich an einem festgeschnallten Kaninchen Divisektion geübt. — Aber wozu denn das alles? — Sie fühle sich freier. — Ich frage sie, ob sie nicht geglaubt, es habe doch vielleicht ein tieferes Gefühl bei mir Wurzel gefaßt? — O, nie und nimmer! Sie frage mich einzig und allein ihrer selbst wegen. — Abschied unter endlosen Umarmungen. Unter der Bahnbrücke begegne ich richtig noch der kleinen Elisabeth. Sie grüßt mich mit freundlichem Kopfnicken, was mir wohlthut bis in die kleine Zehe. Ich erwidere ihren Gruß so würdevoll als möglich.

Lächeln mag ich nicht. Ich fürchte den Scharfblick der Unschuld. Sie hat übrigens herrliche Lippen und tiefdunkelblaue Augen. Zu Hause ergehe ich mich noch eine Stunde in gehobener Stimmung auf der hohen Schanze in der lauen Frühlingsluft. Die Amseln haben zu singen begonnen. Auf Schwarzwald und Jura leuchten die Fastnachtsfeuer. Langweiliger Abend im Saal.

20. März. Nachdem ich seit vierzehn Tagen zum erstenmal wieder gefrühstückt, gehe ich ins Turngeramen der Mädchenschule. Die zweite Klasse hegt in ihrem Schoß nur ein einziges hübsches Mädchen; ein äußerst feines Gesicht, Teint wie Milch, schwarze Augen, feine Nase. Ausdruck ist wenig da bis auf einen Anflug von Verschmitztheit, der hinter der Maske lauert. Ein feiner Fuß und eine sehr schlechte Haltung. In der dritten und vierten Klasse, die zusammen turnen, ist ebenfalls nur eine bemerkenswert, aber dafür ein Prachtstück, meine Elisabeth. Sie hat ihren Platz dicht vor uns. Ein strotzender Körper, ein gesundes Gesicht, frisch, ernst und nicht dumm. Musterhafte Haltung

und eine durch die Fülle bedingte Weichheit in der Bewegung. Geradezu entzückend ist ein von den Mädchen aufgeführter Stabreigen, wozu der alte Lehrer ein altmodisches Menuet geigt.

25. März. Nach Tisch kommt meine Orsina herauf. Sie hat wieder ein ganzes Schock Gedichte an mich gemacht. Ich fühle mich außerstande, sie anzuhören. Wilhelmine ist tief gekränkt. Ich tröste sie, indem ich ihr zeige, daß ich ihren Kummer begreife. Sie ist hausbacken sinnlich. Beim Kaffee werfe ich Gretchen aus purer Enervation einen Butterbrotsteller an den Kopf. Sie weint und schließt sich in ihr Zimmer ein. Darauf gehe ich ins Examen der Mädchenschule, setze mich Elisabeth direkt gegenüber und ziehe einen zweiten Stuhl als Lehne heran. Dabei setze ich eine mißvergnügte Miene auf, theils um mir die übrigen Besucher vom Leib zu halten, theils um sie desto ungenierter fixieren zu können. Übrigens zeigt auch niemand das Bedürfnis, mich anzusprechen. Die Herren der Schulpflege bewegen sich mit unglaublich lächerlicher Wichtig-

keit um die Tische, klappen die großen Hefte auf und wieder zu und bemühen sich, ohne an Würde einzubüßen, um die Lustheizung. Elisabeth bleibt vollkommen unbefangen, obwohl ihr mein Benehmen nachgerade aufgefallen sein muß. Ihre Lektion kann sie ausgezeichnet, wie übrigens alle. Im ganzen berührt mich das Examinieren höchst widerlich, besonders das Aufhalten der Finger, was bei einigen von giftigen Blicken begleitet ist. Ich nehme Elisabeths Aufsatzhefte zur Hand und schreibe ihr, da ich gerade einen Bleistift zwischen den Fingern halte, meine Gefühle als Randglossen hinein. Ihre Hefte sind nicht allzu sauber, die Schreibart ist stellenweise eigenartig. Ich lese einen ganzen Aufsatz über eine Ferienreise. Darauf entferne ich mich, wie ich glaube, mit Effekt; es ist mir übrigens gleichgültig. Im Saal nebenan sehe ich noch ihre geometrischen Zeichnungen an, die auch nicht allzu geometrisch sind. Ich freue mich schon darauf, auch sie zum Narren zu halten. Die Heiratsgedanken sind verschwunden. Der alte Gerichtspräsident als Schwiegerpapa hat alle Anziehungskraft für

mich verloren und sie als gefeierte Gefährtin nicht minder. Am Abend arbeite ich in meinem Turmzimmer. Da kommt der alte Bautz, der Goldige, die Pusi, und miaut vor der Thür. Ich antworte. Da ich aber nicht sofort öffne, beginnt sie an der Thür zu kratzen. Gestern hat sie es ebenso gemacht. Als ich sie dann hereinließ, ging sie direkt auf meinen Wandschrank zu und versuchte ihn mit der Pfote zu öffnen. Ich lasse sie herein, sie geht auf den Schrank zu, steigt behutsam in das unterste Fach, macht es sich auf meinen symbolistischen Manuskripten bequem und knurrt. Ich lehne die Thür etwas vor, damit nicht das volle Licht hineinfällt. Nach einer Weile beginnt sie, sich zu drehen und zu krümmen. Sie ächzt und schnurrt, biegt sich rückwärts und leckt sich. Darauf ein straffes, regelmäßig wiederkehrendes Spannen des Körpers. Bisweilen schnappt sie nach den zur Seite aufgestapelten Gedichten. Dann dirigiert sie das erste mit dem Maul heraus. Ich höre sie etwas verspeisen und sehe, wie sie heftig zubeißt. Die Prozedur wiederholt sich fünfmal. Die Entbindung dauert eine gute Stunde. Nachdem

sie die Jungen gehörig abgeleckt, beginnen sie zu piepsen. Ich hole meine Mandoline und trage ihnen Brahms Schlummerlied vor. Jetzt ist es halb vier. Ein feuchter erfrischender Wind weht voll zum offenen Fenster herein. Im ganzen Schloß klappen Türen und Fensterläden und in den alten Linden rauscht es wie ferne Brandung.

Die Schutzimpfung

Wenn ich euch, ihr lieben Freunde, diese Geschichte erzähle, so tue ich es keinesfalls, um euch ein neues Beispiel von der Durchtriebenheit des Weibes oder von der Dummheit der Männer zu geben; ich erzähle sie euch vielmehr, weil sie gewisse psychologische Kuriositäten enthält, die euch und jedermann interessieren werden und aus denen der Mensch, wenn er sich ihrer bewußt ist, großen Vorteil im Leben zu ziehen vermag. Vor allem aber möchte ich von vornherein den Vorwurf zurückweisen, als wollte ich mich meiner Übeltaten aus vergangenen Zeiten rühmen, jenes Leichtsinnes, den ich heute aus tiefster Seele bereue und zu dessen Betätigung mir jetzt, da meine

Haare grau und meine Kniee schlottrig geworden, weder Lust noch Fähigkeit mehr geblieben sind.

„Du hast nichts zu befürchten, mein lieber, süßer Junge,“ sagte Fanny eines schönen Abends zu mir, als ihr Mann eben nach Hause gekommen war, „denn die Ehemänner sind im großen ganzen nur so lange eifersüchtig, als sie keinen Grund dazu haben. Von dem Augenblicke an, wo ihnen wirklich Grund zur Eifersucht gegeben ist, sind sie wie mit unheilbarer Blindheit geschlagen.“

„Ich traue dem Ausdruck seines Gesichtes nicht,“ entgegnete ich kleinlaut. „Mir scheint, er muß schon etwas gemerkt haben.“

„Diesen Ausdruck mißverstehst du, mein lieber Junge,“ sagte sie. „Sein Gesichtsausdruck ist nur das Ergebnis jenes von mir erfundenen Mittels, das ich bei ihm anwandte, um ihn ein für allemal gegen jede Eifersucht zu feien und ihn für immer davor zu bewahren, daß er je von einem ihn beunruhigenden Verdacht gegen dich befallen wird.“

„Welcher Art ist dieses Mittel?“ — fragte ich erstaunt.

„Es ist eine Art von Schutzimpfung. — An demselben Tage, als ich mich entschloß, dich zu meinem Geliebten zu nehmen, sagte ich ihm auch schon ganz offen ins Gesicht, daß ich dich liebe. Seitdem wiederhole ich es ihm täglich beim Aufstehen und beim Schlafengehen. Du hast allen Grund, sage ich, eifersüchtig auf den lieben Jungen zu sein; ich habe ihn wirklich von Herzen gern, und weder dein noch mein Verdienst ist es, wenn ich mich nicht gegen meine Pflichten versündige, sondern es liegt nur an ihm selber, daß ich dir so unerschütterlich treu bleibe.“

In diesem Augenblick wurde mir klar, warum mich ihr Mann bei all seiner Lebenswürdigkeit manchmal, wenn er sich von mir nicht beobachtet glaubte, mit einem so eigentümlich mitleidig verächtlichen Lächeln ansah.

„Und glaubst du wirklich, daß dieses Mittel seine Wirksamkeit auf die Dauer behält?“ fragte ich befangen.

„Es ist unfehlbar,“ entgegnete sie mit der Zuversichtlichkeit eines Astronomen.

Trotzdem setzte ich noch großen Zweifel in

die Unverbrüchlichkeit ihrer psychologischen Berechnungen, bis mich eines Tages folgendes Ereignis in staunenerregender Weise eines Besseren belehrte.

Ich bewohnte damals inmitten der Stadt in einer engen Gasse ein kleines möbliertes Zimmer im vierten Stock eines hohen Miethauses und hatte die Gewohnheit, bis in den hellen Tag hinein zu schlafen. — An einem sonnigen Morgen um neun Uhr etwa geht die Thüre auf, und sie tritt ein. Was nun folgt, würde ich niemals erzählen, böte es nicht den Beweis für eine der überraschendsten und trotzdem begreiflichsten Verblendungen, die im Geistesleben des Menschen möglich sind. — Sie entledigt sich auch der letzten Hülle und gesellt sich zu mir. Weiter habt ihr lieben Freunde nichts Versängliches, Unzüglisches von meiner Erzählung zu gewärtigen. Ich muß immer wieder betonen, daß es mir nicht darum zu thun ist, euch mit Unschicklichkeiten zu unterhalten. — Kaum hat die Decke die Reize ihres Körpers verhüllt, als Schritte vor der Thüre laut werden; es klopft und ich habe eben noch

Zeit, durch rasches Emporziehen der Decke ihren Kopf zu verbergen, als ihr Mann eintritt, schweißtriefend und pustend infolge der Anstrengung, mit der er die hundertundzwanzig Stufen zu mir heraufgestiegen war, aber mit glückstrahlendem, freudig erregtem Gesicht.

„Ich wollte dich fragen, ob du mit Röbel, Schletter und mir einen Ausflug machst. Wir fahren per Bahn nach Ebenhausen und von dort mit dem Rad nach Immerland. Eigentlich wollte ich heute zu Hause arbeiten; nun ist meine Frau aber schon früh zu Brückmanns gegangen, um zu sehen, was deren Jüngstes macht, und da fand ich bei dem herrlichen Wetter keine rechte Sammlung mehr zu Hause. Im Café Luitpold traf ich Röbel und Schletter, und da haben wir die Partie verabredet. Um zehn Uhr siebenundfünfzig fährt unser Zug.“

Derweil hatte ich etwas Zeit gehabt, mich zu sammeln. „Du siehst,“ sagte ich lächelnd, „daß ich nicht allein bin.“

„Ja, das merke ich,“ entgegnete er mit dem nämlichen verständnisinnigen Lächeln. Dabei begannen seine Augen zu funkeln, und die Kimm-

lade wackelte auf und ab. Zögernd tat er einen Schritt vorwärts und stand nun dicht vor dem Stuhl, auf den ich meine Kleider zu legen pflegte. Zuoberst auf diesem Sessel lag ein feines batistenes Spitzenhemd ohne Ärmel mit rotgesticktem Mantelszug und darüber zwei lange schwarzseidene, durchbrochene Strümpfe mit goldgelben Zwickeln. Da nichts anderes von einem weiblichen Wesen sichtbar war, hefteten sich seine Blicke mit unverkennbarer Lüsterneheit auf diese Garderobestücke.

Dieser Augenblick war entscheidend. Nur ein Moment noch und er mußte sich erinnern, diese Kleidungsstücke irgendwo in diesem Leben schon einmal gesehen zu haben. Kostete, was es kosten wollte, ich mußte seine Aufmerksamkeit von dem verhängnisvollen Anblick ablenken und derart bannen, daß sie mir nicht mehr entglitt. Das war aber nur durch etwas Uohniedagewesenes zu erreichen. Dieser Gedankengang, der sich blitzartig in meinem Hirne vollzog, veranlaßte mich dazu, eine Roheit von solcher Ungeheuerlichkeit zu begehen, daß ich sie mir heute nach zwanzig Jahren, wiewohl sie

damals die Situation rettete, noch nicht verziehen habe.

„Ich bin nicht allein,“ sagte ich. „Wenn du aber eine Ahnung von der Herrlichkeit dieses Geschöpfes hättest, würdest du mich beneiden.“ Dabei preßte sich mein Arm, der die Decke über ihren Kopf gelegt hatte, krampfhaft auf jene Stelle, wo ich den Mund vermutete, um auf die Gefahr hin, ihr den Atem zu nehmen, jede Lebensäußerung ihrerseits zu verhindern.

Gierig glitten seine Blicke an den von der Decke gebildeten Wellenlinien auf und nieder.

Und nun kommt das Ungeheuerliche, das Nochniedagewesene. Ich ergriff die Decke an ihrem untersten Ende und schlug sie bis an den Hals empor, so daß nur ihr Kopf noch verhüllt war. — „Hast du je in deinem Leben eine solche Pracht gesehen?“ fragte ich ihn.

Seine Augen standen weit aufgerissen, aber er geriet in sichtliche Verlegenheit.

„Ja, ja — das muß man sagen — du hast einen guten Geschmack — nun, ich — werde jetzt gehen — verzeih mir bitte, daß —

daß ich dich gestört habe.“ — Dabei zog er sich zur Türe zurück, und ich ließ den Schleier, ohne mich zu beeilen, wieder sinken. Darauf sprang ich rasch auf die Füße und stellte mich neben der Türe so vor ihn hin, daß er die Strümpfe, die auf dem Sessel lagen, unmöglich mehr sehen konnte.

„Ich komme jedenfalls mit dem Mittagszug nach Ebenhausen,“ sagte ich, während er die Klinke schon in der Hand hielt. „Vielleicht erwartet ihr mich dort im Gasthof zur Post. Dann fahren wir zusammen nach Immerland. Das wird eine prächtige Tour. Ich danke dir bestens für deine Einladung.“

Er machte noch einige wohlgemeinte, jovial-scherzhafte Bemerkungen und verließ darauf das Zimmer. Ich blieb wie angewurzelt stehen, bis ich seine Schritte unten im Hausgang verhallen hörte.

Ich will es mir ersparen, den entsetzlichen Zustand von Wut und Verzweiflung zu schildern, in dem sich die bedauernswürdige Frau nach dieser Szene befand. Sie war seelisch wie aus den Fugen gegangen und gab mir Beweise

von Haß und Verachtung, wie ich sie nie in meinem Leben empfangen habe. Während sie sich hastig ankleidete, bedrohte sie mich damit, mir ins Gesicht zu spucken. Ich verzichtete natürlich auf jeden Versuch, mich zu verteidigen.

„Wohin denkst du denn jetzt zu gehen?“

„Ich weiß nicht — — ins Wasser — — nach Hause — — oder auch zu Brückmanns — um zu sehen, wie es deren Jüngsten geht. — Ich weiß es nicht.“

— — Am Mittag gegen zwei Uhr saßen wir zusammen unter den schattigen Kastanienbäumen neben dem Gasthof zur Post in Ebenhausen, Röbel, Schletter, mein Freund und ich, und erlabten uns an gebratenen Hühnern und hellschimmerndem saftigen Kopfsalat. Mein Freund, dessen Seelenzustand ich argwöhnisch beobachtete, beruhigte mich durch die ganz außergewöhnlich fröhliche Laune, in der er sich befand. Er warf mir scherzhaft treffende Blicke zu und rieb sich siegreich schmunzelnd die Hände, ohne indessen zu verraten, was sein Inneres so froh bewegte. Die Tour verlief ohne weitere

Störung, und gegen zehn Uhr abends waren wir wieder in der Stadt. Am Bahnhof angekommen, verabredeten wir uns in ein Bierlokal.

„Erlaubt mir nur,“ sagte mein Freund, „daß ich eben nach Hause gehe und meine Frau hole. Sie hat den ganzen schönen Tag bei dem kranken Kinde gesessen und würde es uns übelnehmen, wenn wir sie nun den Abend zu Hause allein verbringen lassen.“

Bald darauf kam er mit ihr in den verabredeten Garten. Das Gespräch drehte sich natürlich um die überstandene Tour, deren Ereignislosigkeit von allen Teilnehmern nach Kräften zu erzählungswürdigen Abenteuern aufgebauscht wurde. Die junge Frau war etwas wortfarg, etwas betreten und würdigte mich keines Blickes. Er hingegen trug noch mehr als während des Nachmittags in seinem jovialen Gesicht jenes für mich so räthelhafte Siegesbewußtsein zur Schau. Seine überlegenen, triumphierenden Blicke galten jetzt aber mehr seiner versonnen daisitzenden Gattin als mir. Es war nicht anders, als hätte er irgend

eine innere, ihn tief beseligende Genugthuung erfahren.

Erst einen Monat später, als ich mit der jungen Frau zum erstenmal wieder allein war, klärte sich mir dieses Rätsel auf. Nachdem ich noch einmal die heftigsten Vorwürfe über mich hatte ergehen lassen müssen, war eine oberflächliche Versöhnung erfolgt, nach deren mühevолlem Zustandekommen sie mir anvertraute, wie ihr Mann, als sie am Abend jenes Tages zu Hause mit ihm allein war, ihr mit verschränkten Armen folgenden Vortrag gehalten hatte:

„Deinen lieben, süßen Jungen, mein Kind, den habe ich jetzt aber gründlich kennen gelernt. Jeden Tag gestehst du mir, daß du ihn liebst, und ahnst dabei gar nicht, wie der sich über dich lustig macht. Heute morgen traf ich ihn in seiner Wohnung an; natürlich war er nicht allein. Freilich ist mir jetzt auch völlig klar geworden, warum er sich nichts aus dir macht und deine Empfindungen verächtlich zurückweist. Denn seine Geliebte ist ein Weib von so berückender, so überwäl-

tigender Körperschönheit, daß du mit deinen wenigen verblühten Reizen allerdings nicht mit ihr wettsiefern kannst." —

Das, meine lieben Freunde, war die Wirkung der Schutzimpfung. Ich habe sie euch nur geschildert, damit ihr euch vor diesem Zaubermittel bewahren könnt.

Inhalt

	Seite
Ueber Erotik	1
Der Brand von Egliswyl	17
Rabbi Kara	41
Der greise Greier	55
Die Fürstin Ruffalka	91
Das Opferlamm	105
Die Liebe auf den ersten Blick	129
Bei den Hallen	141
Ich langweile mich	161
Die Schutzimpfung	185

Georg Müller Verlag München

Werke von Frank Wedekind

Bismarck. Historisches Schauspiel in fünf Akten.
Geheftet 2.50 M., gebunden 4.— M., Luxusausgabe 20.— M.

Die Büchse der Pandora. Erdgeist.

Luxusausgabe mit 24 Illustr. von Mafstair, 2 Bde. gebunden
40.— M., Luxusausgabe 150.— M.

Die Büchse der Pandora. (Lulu, II. Teil.)
Tragödie in drei Aufzügen.

Neu bearbeitet und mit einem Vorwort versehen.

5. und 6. Auflage. 3.— M., gebunden 4.— M.

7. und 8. neubearbeitete Bühnenausg. 2.— M., geb. 3.50 M.

Erdgeist. (Lulu, I. Teil.) Eine Tragödie.

9. Auflage. 2.50 M., gebunden 4.— M.

Feuerwerk. Erzählungen.

4. und 5. Auflage. 3.— M., gebunden 4.50 M.

Franziska. Ein modernes Mysterium in 5 Akten.

1.—5. Auflage. Geheftet 3.— M., gebunden 4.50 M., Luxus-
ausgabe 20.— M. (Diese erste Fassung des Mysteriums
wird nicht wieder neu gedruckt.)

Das selbe, Bühnenausgabe in gebundener Rede.

6. und 7. Auflage. Geheftet 3.— M., gebunden 4.50 M.

Frühlings Erwachen. Eine Kindertragödie.

28. Auflage. 2.— M., gebunden 3.50 M.

Herakles. Dramatisches Gedicht in drei Akten.

Geheftet 2.50 M., gebunden 4.— M., Luxusausgabe 25.— M.

Karl Getmann, der Zwerggriese (Zidalla).

Schauspiel in fünf Akten.

5. Auflage. 2.— M., gebunden 3.50 M.

Mit allen Hunden gebezgt.

Schauspiel in einem Aufzuge.

5. Auflage. 1.50 M., gebunden 2.50 M.

Die vier Jahreszeiten. Gedichte.

4. Auflage. 5.— M., gebunden 4.50 M.

Der Kammerfänger. Drei Szenen.

5. und 6. Auflage. 1.50 M., gebunden 5.— M.

König Nicolo oder So ist das Leben.

Schauspiel in drei Aufzügen.

3. Auflage. 2.— M., gebunden 3.50 M.

Der Liebestrank. Schwanf in drei Aufzügen.

2. Auflage. 2.— M., gebunden 3.50 M.

Der Marquis von Keith.

Schauspiel in fünf Aufzügen.

3. Auflage. 2.50 M., gebunden 4.— M.

Musik. Sittengemälde in vier Bildern.

3. und 4. Auflage. 2.— M., gebunden 3.50 M.

Oaba, die Satire der Satire.

Komödie in vier Aufzügen.

2. Auflage. 5.— M., gebunden 4.50 M.

Schauspielfunst. Ein Glossarium.

2. Auflage. Geheftet 1.— M.

Schloß Wetterstein. Schauspiel in drei Akten.

3. unveränderte Auflage. 3.— M., gebunden 4.50 M.,

Lurusausgabe 20.— M.

Der Schnellmaler oder Kunst und Mammon.

Große tragikomische Original-Charakterposse in

drei Aufzügen. Geheftet 2.50 M., gebunden 4.— M.

In allen Sätteln gerecht.

Komödie in einem Aufzug.

2. Auflage. 1.50 M., gebunden 2.50 M.

Der Stein der Weisen. Eine Geisterbeschwörung. 2. Auflage. Geheftet 1.50 M., gebunden 2.50 M.

Simson oder Scham und Eifersucht.

Dramatisches Gedicht in drei Akten.

1.—3. Auflage. Geheftet 2.50 M., gebunden 4.— M., Luxusausgabe 20.— M.

Till Eulenspiegel. Komödie in vier Aufzügen.

Geheftet 2.50 M., gebunden 4.— M.

Tod und Teufel. (Totentanz.) Drei Szenen.

3. und 4. Auflage. 1.50 M., gebunden 3.— M.

Ueberfürchtenichts. Dramatisches Gedicht.

Einmalige Ausg. Part. 5.— M., Luxusausg. 20.— M.

In allen Wassern gewaschen.

Tragödie in einem Aufzug.

2. Auflage. 1.50 M., gebunden 2.50 M.

Die junge Welt. Komödie in drei Aufzügen.

2. Auflage. 2.— M., gebunden 3.50 M.

Die Zensur. Theodizee in einem Akt.

2. veränderte Auflage. 1.50 M., gebunden 3.— M.



Vollständig liegen vor:

Frank Wedekinds Gesammelte Werke

in sechs Bänden,

der Band gebestet 4.— M., gebunden 6.— M.
Lurusausgabe auf Bütteln in Ganzleder 25.— M.

Der Inhalt der Bände ist folgender:

Band I: Die vier Jahreszeiten. Der Stun der Weisen. Feuerwerk. Mine-Haba.

Band II: Die junge Welt. Frühling's Erwachen. Der Liebestrank.

Band III: Erdgeist. Die Büchse der Pandora. Der Kammerlänger.

Band IV: Der Marquis von Keith. König Nicolo. Hidalla.

Band V: Tod und Teufel. Musik. Zensur. Oaha.

Band VI: Schloß Wetterstein. Franziska. Simson oder Scham und Eifersucht. Die Glöhe oder der Schmerzenstanz. Die Kaiserin von Neufundland.



Druck von Mancke und Zahn in Rudolstadt.



3 1205 00187 6463

OK

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY



AA 001 378 321 2

